

# Suizidrate homosexueller Jugendlicher

Einflüsse der heteronormativen Gesellschaft auf die Identitätsentwicklung von homosexuellen Jugendlichen und mögliche Handlungsfelder der Sozialen Arbeit

Bachelorarbeit von Adrian Knecht



Titelbild: Mitglieder des Vereins Milchjugend an der Zurich Pride 2018. (Quelle: Milchjugend)

# Suizidrate homosexueller Jugendlicher

Einflüsse der heteronormativen Gesellschaft auf die Identitätsentwicklung von homosexuellen Jugendlichen und mögliche Handlungsfelder der Sozialen Arbeit

Bachelorarbeit

vorgelegt von:

Adrian Knecht

Matrikel-Nr. 14-159-610

BSC Soziale Arbeit, praxisbegleitend

Studienrichtung Sozialarbeit

Studienbeginn Herbstsemester 2014

studierend an der:

FHS St.Gallen

Hochschule für angewandte

Wissenschaften Fachbereich Soziale Arbeit

eingereicht bei:

Alfred Schwendener lic.phil.hist

Institut

Dozent

abgegeben am:

9. Oktober 2018

Für den vorliegenden Inhalt ist ausschliesslich der Autor verantwortlich.

Kreuzlingen, 8. Oktober 2018

## INHALTSVERZEICHNIS

1.	Abstract.....	5
1.1.	Ausgangslage .....	5
1.2.	Ziel, Fragestellungen.....	5
1.3.	Vorgehen .....	5
1.4.	Wichtigste Ergebnisse und Schlussfolgerungen für die Praxis.....	6
1.	Einleitung und Vorbemerkungen .....	7
1.1.	Datengrundlage und Relevanz des Themas.....	7
1.2.	Rolle der Sozialen Arbeit .....	11
2.	Begriffsklärung.....	12
2.1.	Jugend .....	12
2.2.	Peer-Group .....	12
2.3.	Geschlechtsidentität, sexuelle Orientierung, Homosexualität .....	12
2.4.	Coming-out.....	14
2.5.	Suizidalität.....	15
2.6.	Stigmatisierung .....	15
2.7.	Anmerkung zur geschlechtersensiblen und nicht diskriminierenden Sprache .....	16
3.	Identitätsbildung im Jugendalter.....	17
3.1.	Entwicklung einer sexuellen Identität.....	18
3.2.	Probleme in der sexuellen Identitätsfindung von Homosexuellen .....	18
4.	Heteronormativität in der Schweizer Gesellschaft und deren Folgen für homosexuelle Jugendliche .....	21
4.1.	Reproduktion der Heteronormativität.....	22
4.2.	Stigmatisierungsprozesse aufgrund der Homosexualität .....	23
5.	Auswirkungen der Stigmatisierungsprozesse .....	28
5.1.	Auslöser für Angst und Unsicherheit.....	29
5.2.	Internalisierung der Stigmata.....	29
5.3.	Minoritätenstress und Vulnerabilität.....	30
5.4.	Veränderung von Identität und Status .....	31
5.5.	Sozialer Rückzug und Suizidalität .....	32
5.6.	Versuch der Stigmabewältigung in Form von Verheimlichung oder Anpassung .....	32
5.7.	Stigma als Entschuldigung .....	33

6.	Resilienzfördernde Faktoren, Prävention und Massnahmen der Sozialen Arbeit.....	34
6.1.	Ebene Individuum.....	35
6.2.	Ebene Umfeld und Gruppierungen .....	38
6.3.	Ebene Staat und Gesellschaft .....	46
6.4.	Notwendigkeit von Massnahmen vs. Stereotypisierung .....	52
7.	Schlusswort .....	54
7.1.	Persönliches zum Thema .....	54
7.2.	Zum Arbeitsprozess .....	56
8.	Literaturverzeichnis.....	58
9.	Quellenverzeichnis.....	63
10.	Abbildungsverzeichnis .....	67
11.	Eigenständigkeitserklärung .....	68

## 1. ABSTRACT

---

### 1.1. AUSGANGSLAGE

Die Bemühungen der Gesundheitsförderung von homosexuellen Menschen drehten sich während der letzten dreissig Jahre mit grosser Mehrheit um AIDS. Ergebnisse der aktuellen Gesundheitsforschung zeigen, dass dies längst nicht das einzige, nicht einmal das bedeutendste Gesundheitsproblem von homosexuellen Menschen ist. Die Wissenschaft deckt auf, dass homosexuelle Frauen und Männer unter überproportional hohem suizidalen Risiko leiden (vgl. Häusermann, 2014, S. 93). Speziell betroffen sind Jugendliche, da diese in der Phase der Identitätsentwicklung besonders verletzlich sind. Neben der körperlichen rückt nun vermehrt die psychische Gesundheit ins Zentrum. Durch diese Veränderung verlagert sich auch das Feld der professionellen Hilfeleistenden. Wo zur Behandlung von körperlichen Beschwerden die klassische Medizin gefragt war, können zur Behebung von mentalen Krisenlagen und im präventiven Sinne zur Bearbeitung der Krisen verursachenden gesellschaftlichen Unstimmigkeiten andere Professionen Beiträge leisten – so auch die Soziale Arbeit.

### 1.2. ZIEL, FRAGESTELLUNGEN

Diese Arbeit fragt nach den Ursachen, die zur überproportionalen Suizidalität von homosexuellen Jugendlichen im Vergleich zu ihren Altersgenossen führen. Sie beleuchtet insbesondere die Zustände im System, die eine Belastung Homosexueller in ihrer Entwicklung zur Folge haben und versucht, die gesellschaftliche Verantwortung dafür zuzuordnen. Konkret meint dies die Identifizierung von Einflussfaktoren der Heteronormativität in der Schweizer Gesellschaft auf die Identitätsentwicklung von hier lebenden homosexuellen Jugendlichen. Zu guter Letzt sollen Anknüpfungspunkte für die Soziale Arbeit geliefert werden: Wie kann die Profession, welche auch als politisch verstanden wird, auf ihren verschiedenen Einflusebenen darauf hinwirken, die Resilienz von homosexuellen Jugendlichen zu erhöhen? Wie kann Soziale Arbeit homosexuelle Jugendliche dabei unterstützen, ein positives Selbstbild zu entwickeln? Welche gesellschaftlichen Zustände kann sie ausserdem beeinflussen, um Risikofaktoren abzubauen und Schutzfaktoren zu stärken?

### 1.3. VORGEHEN

Nach der Klärung relevanter und nicht immer eindeutig verwendeter Begriffe beschreibt diese Arbeit die Identitätsentwicklung von Jugendlichen sowie das Konzept der Heteronormativität. Es wird versucht aufzudecken, welche Einflüsse Heteronormativität auf die Entwicklung von homosexuellen Jugendlichen hat und inwiefern ein Zusammenhang mit der erhöhten Suizidrate der betroffenen Bevölkerungsgruppe besteht. Im Anschluss analysiert die Arbeit

bestehende Angebote zur Förderung der Resilienz von homosexuellen Jugendlichen und schlägt vor, worauf die Profession der Sozialen Arbeit ein besonderes Augenmerk legen sollte.

#### **1.4. WICHTIGSTE ERGEBNISSE UND SCHLUSSFOLGERUNGEN FÜR DIE PRAXIS**

Das Bewusstwerden einer von der Norm abweichenden sexuellen Orientierung löst in Jugendlichen meist Verunsicherung und ungute Gefühle aus. Die Mitteilung ihres Empfindens an ihr Umfeld ist für viele eine immense Herausforderung und ein kritischer Punkt in der ohnehin fragilen Phase der Identitätsentwicklung. Diese Arbeit zeigt auf, dass die Gefahr von Suizidalität in diesem Zeitabschnitt signifikant höher ist als bei heterosexuellen Gleichaltrigen. Betroffene fühlen sich dem Druck der Gesellschaft ausgeliefert. Grund für die Suizidalität ist somit nicht die sexuelle Orientierung – es sind vielmehr die gesellschaftlichen Risiken, welchen betroffene Jugendliche ausgesetzt sind. Ist er einmal geschafft, bereuen in der Retrospektive nur die wenigsten den Schritt des Coming-outs. Die meisten Jugendlichen berichten ausschliesslich von positiven Erfahrungen. Für die Stärkung der Resilienz in der anspruchsvollen Entwicklungsphase ist die Unterstützung und Vernetzung der Individuen ausschlaggebend. Soziale Arbeit kann dabei einen wesentlichen Beitrag leisten, indem sie das Konzept der Heteronormativität in allen Arbeitsfeldern mitdenkt, auf eine durch Respekt geprägte Beziehungsarbeit achtet, Gesprächsangebote macht und gegebenenfalls Vernetzungsarbeit leistet.

# 1. EINLEITUNG UND VORBEMERKUNGEN

---

## 1.1. DATENGRUNDLAGE UND RELEVANZ DES THEMAS

Nachfolgend wird – basierend auf statistischen Angaben – hergeleitet, wie Suizid als Todesursache zu bewerten ist, inwiefern der Anteil homosexueller Jugendlicher in der Schweizer Gesellschaft Gewicht hat und wie es konkret um die Suizidalität junger Menschen mit gleichgeschlechtlich orientierter Sexualität in der Schweiz steht.

### 1.1.1. SUIZID ALS HÄUFIGE TODESURSACHE

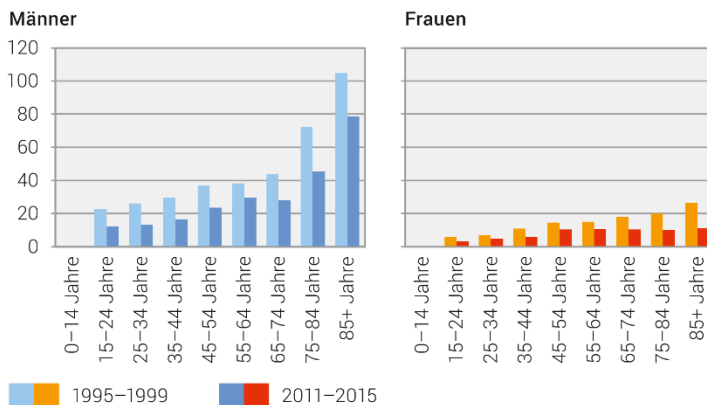
Gemäss einem Bericht des Bundesamtes für Gesundheit [BAG] (2016) haben im Jahr 2014 in der Schweiz 275 Frauen und 754 Männer einen Suizid vollendet; pro Tag starben somit zwei bis drei Menschen durch Suizid. Die Schweiz liegt damit im europäischen Mittelwert. Bei den Suizidversuchen kann sogar von 20 bis 30 pro Tag ausgegangen werden (vgl. S. 6). Die Erhebungen des Bundesamtes für Statistik aus dem Jahr 2015 zeigen, dass Suizid – sowohl bei Frauen wie auch bei Männern im Alter von 15 bis 44 Jahren – die zweithäufigste Todesursache in der Schweiz ist. Mehr Menschen sterben nur durch bösartige Tumore. Sogar Unfälle fordern in der Schweiz weniger Todesopfer als Suizide (vgl. Bundesamt für Statistik [BFS], 2017). Diese Zahlen bestätigen die Relevanz von Suizid als Todesursache. Dabei ist Suizid zu verstehen als der Versuch, eine als unlösbar erlebte Situation zu beenden (vgl. Rotthaus, 2017, S. 12), siehe auch Definition unter 2.5. In einer Beschreibung der aktuellen Lage hält das BAG (2016) fest, dass die Anzahl nicht-assistierter Suizide seit 2010 stagniert, nachdem sie sich zuvor deutlich reduziert hatte (vgl. S. 4). Es kann also aktuell nicht von einer stetigen Verbesserung der Situation gesprochen werden.

### 1.1.2. SUIZID IM JUGENDALTER

Gemäss BFS steigt die Suizidrate mit zunehmendem Alter an, wie die nachfolgende Grafik zeigt; die Altersgruppe der über 85-Jährigen ist dabei am meisten betroffen. Jedoch begehen auch Jugendliche Suizid: 2015 starben in der Schweiz 141 Menschen im Alter unter 30 Jahren durch diese Ursache (vgl. BFS, 2017). Unter Betrachtung der versuchten Suizide sind Jugendliche noch stärker betroffen: Eine Analyse von Häusermann (2014) zeigt auf, dass 50 Prozent der ersten Suizidversuche vor dem 20. Lebensjahr stattfinden, 75 Prozent vor dem Alter von 25 Jahren (vgl. S. 7).

## Suizid nach Alter und Geschlecht (ohne assistierten Suizid)

Pro 100 000 Einwohnerinnen und Einwohner



Quelle: BFS – Todesursachenstatistik (CoD)

© BFS 2017

Abbildung 1: Suizid nach Alter und Geschlecht (Quelle: BFS)

Das BAG (2018) titelt in einer aktuellen Publikation, dass jeder dritte Todesfall bei jungen Männern Suizid ist, bei jungen Frauen jeder fünfte (vgl. S. 1). Somit kann die Jugend als demografischer Risikofaktor für Suizidversuche genannt werden. „Während bei Erwachsenen psychische Erkrankungen als Ursache von Suiziden/Suizidversuchen dominieren, sind es bei Jugendlichen/jungen Erwachsenen eher akute Belastungsstörungen“ (BAG, 2016, S. 14). Gemeint sind damit Konflikte oder Druck aus dem sozialen Umfeld. Suizide von Jugendlichen sind also keine innerpsychische Angelegenheit, sondern haben eine soziale Komponente als Auslöser.

### 1.1.1. ANZAHL HOMOSEXUELLE IN DER SCHWEIZ

Exakte Zahlen zum Anteil homosexueller Menschen in der Bevölkerung gibt es nicht. Dies ist durch mehrere Ansätze zu erklären. Gemäss der Definition von sexueller Orientierung als Kontinuum kann nicht eindeutig bestimmt werden, wer der Gruppe der „Homosexuellen“ zuzuordnen ist. Eine Erhebung wird somit bereits durch die unklare Definition verunmöglicht. Hinzu kommt, dass die Angst vor Stigmatisierung viele homosexuelle Personen daran hindert, sich im Kontext von Befragungen zu outen. „Die Dunkelziffer ist gerade bei Jugendlichen hoch, (...) da sich viele erst am Ende des Jugendalters oder zu Beginn des Erwachsenenalters oder sogar noch später zu ihrer sexuellen Orientierung bekennen“ (Bründel, 2004, S. 81). „Ein Indiz dafür ist, dass bei Verwendung von computerunterstützten Methoden homosexuelles Verhalten häufiger berichtet wird als bei Fragebögen oder Interviews“ (Plöderl, 2009, S. 30). Die Resultate von Untersuchungen hängen auch davon ab, „welche Dimension der sexuellen Orientierung (Identifikation/Verhalten/Erleben) verwendet wurde, um jemanden als homosexuell oder bisexuell zu klassifizieren“ (Plöderl, 2009, S. 29). Es entstehen also andere



Werte, wenn sich die Forschung nach gleichgeschlechtlicher sexueller Erfahrung erkundigt, als wenn nach romantischen Gefühlen gefragt wird. Eine der wohl höchsten Zahlen für den Anteil homosexueller Menschen liefert der Kinsey-Report, welcher, basierend auf einer Befragung von 12'000 Personen, festhält, dass bis zu 60 Prozent der befragten Jungen in den USA im präadoleszenten Alter gleichgeschlechtliche Sexualekontakte hatten. Im Erwachsenenalter sollen es gemäss der Studie 37 Prozent der Männer sein, die sexuellen Kontakt zu Personen des gleichen Geschlechts hatten (vgl. Kinsey, 1949, S. 168-172). Diese jedoch alle als homosexuell einzustufen, wäre zu weit gegriffen. Eine aktuelle Umfrage aus dem Jahr 2018 kommt zum Schluss, dass sich in den USA 14 Prozent der jungen Generation (18- bis 34-Jährige) als lesbisch, schwul, bisexuell oder transgeschlechtlich identifizieren (vgl. Queer.de, 2018). Entsprechende Erhebungen wurden auch in der Schweiz versucht. Die Facheinheit für Jugendliche der Schweizerischen Gesundheitsstiftung RADIX (o. J.) meint: „Trotz Definitionsschwierigkeiten gehen Fachleute von einem Anteil zwischen 3 und 10 Prozent der erwachsenen Bevölkerung aus, die homosexuell oder bisexuell sind.“ Diese Zahl ist auch in der Medienberichterstattung weit verbreitet. Angenommen, dass unter Berücksichtigung der grossen Dunkelziffer rund zehn Prozent der Schweizer Bevölkerung homosexuell sind, ist das ein durchaus relevanter Anteil der Gesellschaft.

### 1.1.2. HOMOSEXUALITÄT ALS PRÄDISPONIERENDER FAKTOR FÜR SUIZID

Das BAG (2018) befragte Jugendliche, welche Themen junge Menschen in der Schweiz belasten würden. Mit 72 Prozent waren Themen im Bereich Liebe und Beziehung die meistgenannten (vgl. S. 13). Auch die sexuelle Orientierung lässt sich zum Teil in diesem Punkt verorten, ist aber andererseits auch unter Sexualität anzusiedeln. Die eigene Homosexualität kann durchaus auch Belastungen zur Folge haben, welche die von Befragten genannten Bereiche Schule, Arbeit, Familie und Freundschaft betreffen.

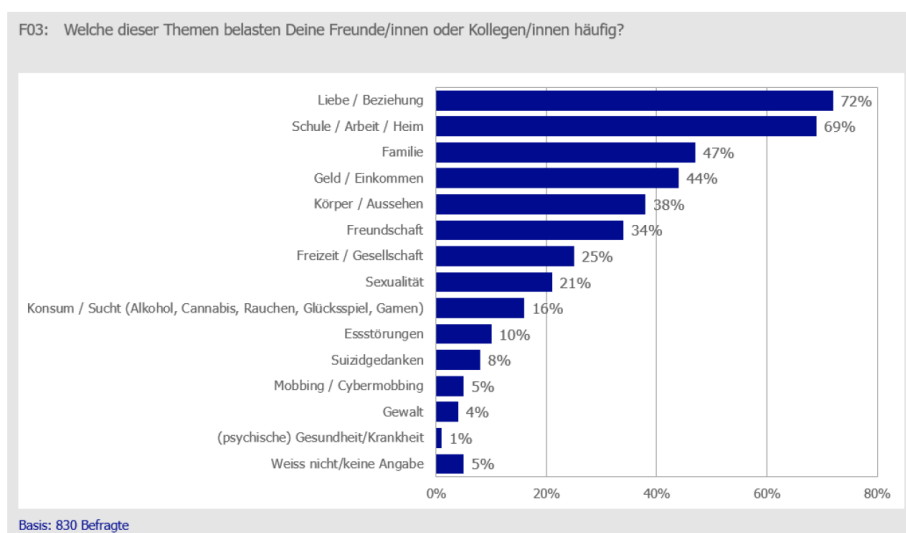


Abbildung 2: Themen, die Schweizer Jugendliche belasten. (Quelle: BAG, 2018, S. 13).

Es leuchtet ein, dass Personen posthum nicht nach ihren Beweggründen für die Suizidhandlung befragt werden können. Somit ist es insbesondere bei nicht als homosexuell geouteten Jugendlichen schwierig, erwiesene Zusammenhänge zwischen vollendetem Suizid und sexueller Orientierung herzustellen. Was die Suizidversuche betrifft, gibt es allerdings Studien, die nachweisen können, dass Homosexualität ein prädisponierender Faktor für Suizidalität sein kann. So schreibt Plöderl (2009) in einer Metaanalyse über mehrere Forschungen, dass „aktuelle, methodisch hochwertige Studien zeigen, dass eine homo- oder bisexuelle (...) Orientierung sowohl bei Männern als auch bei Frauen mit einem erhöhten Risiko für Depression und Suizidalität einhergeht“ (S. 28). Aus den Zahlen zu Suizidversuchen lässt sich folglich ein Zusammenhang zu Suizidzahlen herstellen. Plöderl (2009) beschreibt dies wie folgt: Ein Suizidversuch ist einer der stärksten Prädiktoren für Suizide. Wenn also die Suizidversuchsrate bei HBS-Personen erhöht ist, dann müssten auch die Suizidraten erhöht sein“ (S. 31). Verlässliche Zahlen gibt es einzig aus Dänemark. Da wurde gemäss Plöderl (2009) das nationale Register eingetragener gleichgeschlechtlicher Partnerschaften abgeglichen mit dem Verzeichnis über alle Suizide. Dabei konnte festgestellt werden, dass homosexuelle Männer in der Gruppe der suizidalen Personen überrepräsentiert sind (vgl. S. 31).

Gemäss Untersuchungen des Institutes für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich (2013) sind homosexuelle Jugendliche eine Risikogruppe. So sei die Zahl der Selbstmordversuche zwei- bis fünfmal höher als bei heterosexuellen jungen Menschen. Der Bericht hält im Detail fest: „20 % aller Schwulen haben einen Selbstmordversuch unternommen, d.h. eine von fünf homo- oder bisexuellen Personen. Die Hälfte dieser Suizidversuche werden noch vor dem zwanzigsten Lebensjahr verübt“ (S. 1). Weiter führt die Studie aus: „Einer von drei jungen Schwulen, die sich mit Suizidgedanken tragen [sic!], geht den Schritt bis zum Selbsttötungsversuch“ (S. 1). Dieses Verhältnis von Suizidgedanken und -versuchen bestätigt Häusermann (2014) und ergänzt, dass es bei den heterosexuellen Jugendlichen vergleichsweise nur jeder 34. ist (S. 9). Die Metaanalyse von Plöderl (2009) über drei durchgeführte Studien besagt, dass homosexuelle Männer ein fünf- bis sechsfach erhöhtes Risiko für Suizid aufweisen. Er schreibt von einer Suizidversuchsrate von bis zu 18 Prozent (vgl. S 29), was sich mit den Untersuchungen der Universität Zürich deckt. Auch aus den USA liegen Studien vor, die einen Zusammenhang zwischen der sexuellen Orientierung und einer erhöhten Suizidrate herstellen. In Umfragen an einer Schule in Minnesota gaben 28 bi- oder homosexuellen Schüler an, Suizidversuche unternommen zu haben. Dies sind deutlich mehr als die Quote der heterosexuellen Vergleichsgruppe (4.2 Prozent). Psychiater und Psychiaterinnen haben zudem gemeldet, dass die Suizidversuche von schwulen und lesbischen Jugendlichen in der Regel schwerer und tödlicher sind als die von heterosexuellen.

Die Studie spricht darauf folgernd von einer hohen Letalität und eingeschränkter Rettbarkeit, was schwerwiegende medizinische Folgen bedeutet und oft zu einem längeren Krankenhausaufenthalt führt (vgl. Remafedi et al., 1998, S. 57-59). Der Arzt und Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld meint sogar: „Nach Schätzungen, die sich auf Beobachtung an zirka 10000 Urningen stützen, dürften sich von Hundert durchschnittlich 3 selbst töten, während etwa 1/4 aller mehr oder minder ernste Selbstmordversuche begangen und sich 3/4 aller mit Selbstmordgedanken getragen haben“ (zit. in Plöderl, 2009, S. 28).

## 1.2. ROLLE DER SOZIALEN ARBEIT

Zum Welt-Suizidpräventions-Tag am 10. September 2018 erklärt Thomas Brunner von Pro Juventute in einem Interview mit dem Schweizer Radio und Fernsehen [SRF] (2018), dass Suizid ein Tabu-Thema sei, das zu brechen ist. „Wir müssen aufhören zu denken, gegen Suizid kann man nichts tun“, sagt der Abteilungsleiter Beratung & Unterstützung. Suizidale Jugendliche wollen nämlich nicht sterben, schreibt Rotthaus (2017), „sie wollten nur so wie bisher nicht weiterleben“ (S. 12). Die Handelnden beabsichtigen also nicht in erster Linie den Tod, sondern wünschen sich ein anderes Leben. Dies unterstreicht das BAG (2016) in einem Bericht. Suizid wird darin nicht als freie Wahl, sondern vielmehr als Indikator für den Mangel an Wahlmöglichkeiten angesehen (vgl. S. 6). Wenn man berücksichtigt, dass suizidale Personen keinen Todeswunsch haben, sondern die Selbsttötung als einzigen Ausweg aus einer Belastung sehen, liegt es nahe, Betroffene mit alternativen Lösungsstrategien zu unterstützen. Von dieser Aussage ableitend – Jugendliche, die einen Suizidversuch begehen, wollen nicht grundsätzlich sterben – kann angenommen werden, dass diesen Personen in den meisten Fällen geholfen werden kann. Brunner von Pro Juventute sagt: „Wir erklären Jugendsuizidalität oft als eine Art Kommunikationsstörung; also nicht im Austausch mit seiner nächsten Umgebung stehen“ [sic!] (SRF, 2018). Die Förderung einer funktionierenden Kommunikation wäre demnach ein Lösungsansatz. Dabei kann Soziale Arbeit als Profession nahe beim Menschen eine Rolle spielen. Mit Blick auf das markante Verhältnis zwischen Suizidgedanken und -versuchen bei homosexuellen Jugendlichen ist Soziale Arbeit gefordert, diese Bevölkerungsgruppe besonders ernst zu nehmen.

## 2. BEGRIFFSKLÄRUNG

---

### 2.1. JUGEND

Für die Definition des Altersabschnitts Jugend bedient sich diese Arbeit bezugswissenschaftlicher Erkenntnisse aus der Soziologie. Aus der Perspektive von Schäfers (2001) wird Jugend wie folgt definiert: „Jugend ist eine Altersphase im Lebenszyklus eines jeden Individuums, die mit dem Einsetzen der Pubertät (...) beginnt; der Jugend als Altersphase geht die Kindheit voraus; es folgen das Erwachsenenalter und das Alter“ (S. 17). Konkret handelt es sich um die Altersgruppe der etwa 13- bis 25-Jährigen. Jugend zeichnet sich durch besondere Verhaltensweisen und Einstellungen aus und kann gemäss Schäfers (2011) als „biologisch mitbestimmte, aber sozial und kulturell ‚überformte‘ Lebensphase, in der das Individuum die Voraussetzungen für ein selbstständiges Handeln in allen gesellschaftlichen Bereichen erwirbt“ (S. 17), verstanden werden. Der Altersabschnitt der Jugend zeichnet sich rein technisch durch hormonale, physiologische und morphologische Veränderungen aus (vgl. Bründel, 2004, S. 18). Für diese Arbeit sind die bedeutsamen sozialen und emotionalen Prozesse, die ebenfalls in der Jugendzeit stattfinden, relevanter.

### 2.2. PEER-GROUP

Schäfers (2001) beschreibt Peers als Gruppe der gleichaltrigen Jugendlichen. Der Begriff Peer-Group kann jedoch auch als Bezeichnung für eine Clique verstanden werden (vgl. S. 19). Neben Familie und Schule leistet auch die Peer-Group einen Beitrag zur Sozialisation und erleichtert eine jugendspezifische Identitätsentwicklung. Sie hat die Funktion, Jugendliche in Phasen der Angst und Verunsicherung zu stützen (vgl. Schäfers, 2001, S. 164).

### 2.3. GESCHLECHTSIDENTITÄT, SEXUELLE ORIENTIERUNG, HOMOSEXUALITÄT

Die Begriffe Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung sorgen häufig für Verwirrung und sind deshalb deutlich voneinander zu unterscheiden. Bei der Geschlechtsidentität geht es darum, welchem sozialen Geschlecht eine Person sich subjektiv zugehörig fühlt. Dieses Erleben muss nicht zwingend mit dem biologisch festgelegten Geschlecht übereinstimmen (vgl. Kolanowski, 2009, S. 102). Moderne Betrachtungsweisen lassen mehr als zwei Geschlechter zu und akzeptieren auch eine nicht eindeutige oder wechselnde Identifikation. Die Geschlechtsidentität bildet sich vor der sexuellen Orientierung aus (vgl. Kolanowski, 2009, S. 103). Während die geschlechtliche Identität auf eine Verortung im sozialen Verstehen von Geschlecht abzielt, betrifft die sexuelle Orientierung die Frage nach dem Objekt sexueller Aktivität und sexuellen Begehrens (vgl. Kastirke und Kotthaus, 2014, S. 266). Die Orientierung setzt sich aus folgenden Bausteinen zusammen: sexuelles Verhalten, sexuelle Neigung, sexuelle Phantasien, Lebensstil, Selbstidentifikation, emotionale Vorlieben und soziale

Vorlieben (siehe Abbildung 3). Dabei lässt sich ein Mensch nicht einfach einer der Kategorien (hetero- homo- oder bisexuell) zuordnen (vgl. Watzlawik, Kobs, 2009, S. 23-24).

Die sexuelle Orientierung eines Menschen setzt sich zusammen aus . . .						
sexuelles Verhalten	sexuelle Neigung	sexuelle Phantasien	Lebensstil	Selbstidentifikation	emotionale Vorlieben	soziale Vorlieben

Abbildung 3: Bausteine der sexuellen Orientierung (Quelle: Watzlawik, Kobs, 2009, S. 24)

Vielmehr ist sexuelle Orientierung eine Kombination vielschichtiger (oben genannter) Aspekte und ein Kontinuum, auf welchem sich Menschen bewegen, ohne Anspruch auf Eindeutigkeit oder Stabilität. Magnus Hirschfeld erklärt, dass aus einer gleichgeschlechtlichen Handlung nicht Homosexualität geschlossen werden kann: „Der Nachweis einer homosexuellen Handlung spricht ebensowenig [sic!] mit Sicherheit für das Vorhandensein echter Homosexualität, wie die Ausübung eines heterosexuellen Aktes seitens einer Frau oder eines Mannes mit Bestimmtheit dagegen spricht“ (Hirschfeld, 1914, S. 41, zit. in Cetin und Voss, 2016, S. 58). Es geht bei Homosexualität nach Hirschfeld um eine „auf dasselbe Geschlecht gerichtete konträre Sexualempfindung“. Diese Empfindung kann nicht gesteuert werden, das soll betont sein. Im Klartext: Die sexuelle Orientierung – und damit auch Homosexualität – ist keine Wahl (vgl. Häusermann, 2014, S. 4). Die Verbindung von Geschlechtsidentität und sexueller Orientierung ergeben die praktizierten sexuellen Handlungen und das soziale Verhalten (vgl. Holanowski, 2009, S. 102). Forschungen zeigen, dass sich lange nicht alle Personen ihrer sexuellen Orientierung sicher sind (vgl. Watzlawik, Kobs, 2009, S. 25). Wenn nun in dieser Arbeit von „Homosexuellen“ die Rede ist, sollen damit – im Bewusstsein um die Dynamik und Breite der sexuellen Orientierungen und der Unmöglichkeit einer klaren Kategorisierung – Menschen gemeint sein, die gemäss oben genannter Bausteine eher gleichgeschlechtlich sexuell orientiert sind.

Im Text wird in einem Zitat der alte Begriff „Urning“ als Synonym für „Homosexueller“ verwendet. Ein Autor spricht zudem von „HBS-Personen“ und meint damit Menschen mit hetero- und bisexueller Orientierung.

Diese Arbeit bezieht sich ausschliesslich auf homosexuelle Menschen. Es geht dabei lediglich um eine Reduktion der Komplexität, um den Umfang der Arbeit einhalten zu können. Ein Bewusstsein, dass auch bisexuelle, transidente oder intersexuelle Menschen erhöhten

Suizidrisiken ausgesetzt sind, ist beim Autor vorhanden. Die in der Arbeit beschriebenen Herausforderungen können insbesondere auch für die Lebenswelten von bisexuellen Menschen und anderen Queers (Sammelbegriff für bezüglich Geschlechtsidentität und sexueller Orientierung von der Norm abweichender Menschen) gelten. Plöderl (2009) schreibt dazu aus seinen Forschungen, dass Bisexuelle ebenfalls Risikofaktoren wie internalisierter Homophobie ausgesetzt sind. Sie würden dabei weniger Anschluss an die homosexuelle Gemeinschaft finden und weniger familiäre Unterstützung erhalten, jedoch ähnlich hohe Suizidversuchsrate aufweisen wie die homosexuellen Befragten (vgl. S. 29).

Es muss berücksichtigt werden, dass sich ein grosser Anteil der zur Verfügung stehenden Forschungsarbeiten an schwulen Männern orientiert. Insbesondere Praxisbeispiele berichten mehrheitlich von schwulen Männern, lesbische Frauen werden vernachlässigt. Dies kann damit zusammenhängen, dass bi- und homosexuelle Männer häufiger Suizidversuche begehen als gleich orientierte Frauen (vgl. Remafedi, French, Story, Resnick, Blum, 1998, S. 57). Diese Arbeit soll jedoch alle Menschen mit homosexueller Orientierung berücksichtigen, unabhängig von ihrer Geschlechtsidentität. Es wird deshalb versucht, im Abschnitt der Empfehlungen für das Handlungsfeld der Sozialen Arbeit auch Beispiele von weiblichen Betroffenen zu finden, auch wenn diese in der Literatur wenig vertreten sind.

#### 2.4. COMING-OUT

Das Wort Coming-out entstammt der englischen Bezeichnung für „aus dem Kleiderschrank herauskommen“. Der Begriff „bezeichnet primär den individuellen Prozess, sich seiner eigenen gleichgeschlechtlichen Empfindung bewusst zu werden, dies gegebenenfalls dem näheren sozialen Umfeld mitzuteilen“ (Watzlawik, Weil, 2009, S. 77). Was in dieser Beschreibung trivial erscheint, wird in der Wissenschaft als „hoch komplexer Prozess verstanden, der sich zeitlich auf verschiedenen emotionalen kognitiven und verhaltensnahen Dimensionen sehr unterschiedlich entwickeln kann“ (Kolanowski, 2009, S. 115). Das Coming-out umfasst einen Wechsel vom intrapersonellen System der Heterosexualität zur Homosexualität und beinhaltet auch die Entscheidung, das Leben mit entsprechender Geschlechtspartnerwahl zu gestalten (vgl. Kolanowski, 2009, S. 112-113). Davon abgegrenzt werden soll der Begriff des Outings. Damit ist gemeint, dass die sexuelle Orientierung einer Person ohne vorherige Absprache durch andere bekannt gemacht wird. Gemäss Umfragen erkennen Jugendliche mit durchschnittlich zwölf Jahren bereits die Anziehung zum gleichen Geschlecht, ihr erstes Coming-out erleben sie mit 17 Jahren (vgl. Häusermann, 2014, S. 4-9). Aufgrund der Heterosexualitätsannahme (siehe Kapitel 4) gehen Eltern selbstverständlich davon aus, dass ihr Kind heterosexuell ist. Somit ist der Schritt des Coming-outs nur bei homosexuellen Menschen verlangt, jedoch bei heterosexuellen nicht erforderlich.

## 2.5. SUIZIDALITÄT

Im Unterschied zu Tieren verfügen Menschen über ein Bewusstsein ihrer Existenz. Damit geht die Möglichkeit einher, diese Existenz gewollt zu beenden (vgl. Bründel, 2004, S. 36). Suizid bezeichnet also „die Möglichkeit des Menschen, sich selbst das Leben zu nehmen“ (Rotthaus, 2017, S. 14). Wesentlich ist dabei, dass sich ein Mensch durch eine vorsätzliche Handlung in aktiver oder passiver Weise Schaden zufügt, der zur Beendigung des Lebens führt (vgl. Rothaus, 2017, S. 14). Sämtliche Verhaltensweisen mit diesem Ziel werden unter dem Begriff „suizidale Handlung“ (Rotthaus, 2017, S. 22) zusammengefasst, unabhängig davon, ob der Suizid vollendet oder unterbrochen wird. Massgebend sind dabei nicht nur aktive Handlungen, die den Tod anstreben, sondern auch passive Unterlassungen, welche den Tod in Kauf nehmen. Hinzuzufügen ist, dass Suizid keine Freiheit ausdrückt, sondern Not. Suizid an sich ist als Handlung einzustufen, es handelt sich nicht um eine Krankheit (vgl. BAG, 2016, S. 9). Auf die praktischen Methoden der Suizidversuche wird in dieser Arbeit nicht eingegangen, da sie keine Erkenntnisrelevanz beinhalten.

Suizidalität ist als Überbegriff weiter gefasst als die Suizidhandlung. Gemäss Definition beinhaltet Suizidalität eine Abfolge verschiedener Phasen: Suizidgedanken, Suizidpläne, Suizidversuche und Tod durch Suizid (vgl. Scherr, 2016, S. 45-46). „Dabei kennzeichnet die basale Suizidalität eine bereits länger bestehende Lebenskrise mit dem Erleben von Hoffnungslosigkeit und Ausweglosigkeit und immer mal wieder auftretenden Suizidgedanken“ (Rotthaus, 2017, S. 23). Die vorliegende Arbeit basiert auf Studien, die Zahlen im Bereich der Suizidversuche und vollendeten Suizide erheben.

## 2.6. STIGMATISIERUNG

Der Begriff Stigma ist abgeleitet aus dem Altgriechischen und kann von der Bedeutung her mit Brandmahl gleichgesetzt werden (vgl. Zinn, 2018, S. 37). Gemäss Goffman (1967) sollte ein als Stigma bezeichnetes körperliches Merkmal „etwas Ungewöhnliches oder Schlechtes über den moralischen Zustand des Zeichenträgers (..) offenbaren“ (S. 9). Es geht also um ein Attribut, das als negative Besonderheit angesehen werden kann. Wird aus einem solchen Attribut ein Verhalten zwischen Träger des Merkmals und Interaktionspartnern im Umfeld, spricht man von Stigmatisierung (vgl. Nüesch, 2002, S. 22). Dies bedeutet, dass Personen mit einer Eigenschaft, die sie von anderen ihrer Kategorie unterscheidet, die also mit dem Stereotypen unvereinbar sind, diskreditiert und schlussendlich diskriminiert werden. Homosexualität ordnet Goffmann (1967) dem Stigma-Typus der individuellen Charakterfehler zu (vgl. S. 10-13). Die Eigenschaft ist, anders als eine körperliche Deformation, nicht unbedingt sichtbar. Somit kann die abweichende Eigenschaft des Stigmatisierten nicht direkt wahrgenommen werden, was die Person diskreditierbar, jedoch nicht direkt diskreditiert macht

(vgl. Goffmann, 1967, S. 26). Der Vorgang der Stigmatisierung als Zuschreibungsprozess muss nicht immer ausgesprochene Diskriminierung sein: „Stigmatisierung beinhaltet verbales oder nonverbales Verhalten“ (Nüesch, 2002, S. 22). Homosexuelle werden – wenn sie aufgrund bestimmter Attribute als solche erkennbar sind – einer Randgruppe zugeordnet. Dies hat deutliche Folgen, bestimmt doch das Stigma die gesellschaftliche Stellung von Personen (vgl. Nüesch, 2002, S. 23).

## **2.7. ANMERKUNG ZUR GESCHLECHTERSENSIBLEN UND NICHT DISKRIMINIERENDEN SPRACHE**

Obwohl es in der vorliegenden Arbeit nicht um die Thematisierung von Geschlechtsidentitäten geht, wird im Zusammenhang mit LGBT-Themen Wert auf eine geschlechtersensible und gleichberechtigte Sprache gelegt. Der entsprechende Leitfaden der Fachhochschule Ostschweiz beschränkt sich dabei lediglich auf die Zweigeschlechtlichkeit. So werden beispielsweise Personen mit nicht-binärer Geschlechtsidentität oder intersexuelle Menschen nicht berücksichtigt. Um sowohl dem Sprachleitfaden gerecht zu werden, als auch die geschlechtliche Vielfalt zu respektieren, wird in dieser Arbeit wenn immer möglich die geschlechtsneutrale Mehrzahlform eingesetzt. Gleichzeitig soll angeregt sein, den Sprachleitfaden gemäss aktuellem Wissensstand der Queer Studies zu aktualisieren.

Wenn in der vorliegenden Arbeit von „Betroffenen“ die Rede ist, so möchte dieses Wort in keinem Fall negativ konnotiert sein, sondern lediglich zum Ausdruck bringen, dass Personen gemeint sind, auf welche die Definition „homosexuell“ zutrifft.



### 3. IDENTITÄTSBILDUNG IM JUGENDALTER

---

Die Theorie der psychosozialen Entwicklung nach Erik H. Erikson beschreibt die Identitätsentwicklung als zentrale Aufgabe des Jugendalters. Erikson spricht von einer Identitätsproblematik, bei der sich Jugendliche selbst in Frage stellen und versuchen, ihre Identität auf neue soziale Felder zu erweitern (vgl. Flammer, 2009, S. 100). Dies kongruiert mit der Aussage von Schäfers (2001): Ein „Ziel des Sozialisationsprozesses ist der Aufbau einer stabilen Ich-Identität als Voraussetzung von Selbstständigkeit und Handlungskompetenz“ (S. 91). „Obwohl die Identitätsentwicklung die gesamte Lebensspanne umfasst, kommt ihr während der Adoleszenz eine besondere Bedeutung zu. In dieser Übergangszeit (...) versuchen Heranwachsende ihren Platz in der Gesellschaft zu finden und entwickeln gleichzeitig Erwartungen und Vorstellungen, wie ihr weiteres Leben verlaufen wird bzw. verlaufen soll“ (Kobs, 2009, S. 165). Somit soll bis zum Abschluss des Lebensabschnittes Jugend eine persönliche und soziale Identität herausgebildet werden (vgl. Schäfers, 2011, S. 18). „Die Ich-Bildung geschieht durch ein ständiges Sich-Einlassen auf die soziale und kulturelle, die sachliche und räumliche Umwelt – ebenso aber durch Möglichkeiten und Fähigkeiten, sich auf sich selbst zu besinnen. Dies kann jedoch nicht ohne Hilfe und Anleitung geschehen“ (Schäfers, 2001, S. 93). Jugendliche sind somit in ihrer Entwicklung auf Unterstützung angewiesen. Hier drängt sich die Frage auf, welche Vertreterinnen und Vertreter aus dem heteronormativen Umfeld eines homosexuellen Jugendlichen diese Funktion übernehmen sollen. Denn zur Identitätsentwicklung gehört als Teilaspekt auch die Entwicklung der sexuellen Identität (siehe 3.1) und damit der sexuellen Orientierung. „Wer bin ich? Wen begehre ich? Das sind Fragen, die im Jugendalter besonders aktuell sind“ schreibt SRF (2018) in einem Online-Bericht zur queeren Jugend in der Schweiz. Insbesondere entsteht ein Unterstützungsvakuum, wenn Jugendliche nicht als homosexuell geoutet sind und somit ihre besonderen Bedürfnisse in der Auseinandersetzung mit der Umwelt unausgesprochen sind. Betroffene bleiben in besonderem Masse mit ihren Fragen und Problemen allein.

„Geklärte Identität ist eine Voraussetzung für eine tragfeste Partnerschaft und Intimität“ (Flammer, 2009, S. 101). Dies bedeutet, dass der Prozess der Identitätsbildung vollendet werden muss, um nahe Beziehungen mit Anderen eingehen zu können. Gelingt dies nicht, spricht Flammer (2009) von Distanzierung und Isolation als Resultat (vgl. S. 101). Der Identitätsentwicklung im Jugendalter kommen somit mehrere bedeutsame Aufgaben zu. Gleichzeitig sollte die Entwicklungsphase Freiraum für Ausprobieren und Entdecken bieten. Gemäss Margaret Mead, einer amerikanischen Kulturanthroposophin, ist die Jugend nämlich eine Periode, in der „tiefe Enttäuschungen gemacht werden können, ohne mit endgültigen (..) sozialen oder psychologischen Konsequenzen verknüpft zu sein“ (Schäfers, 2011, S. 18).

Dieses idealisierte Verständnis von Jugend als Schonraum hat für Homosexuelle kaum Gültigkeit, sind die Äusserung ihrer Gefühle und ihre Handlungen doch mit weitreichenden sozialen Konsequenzen belegt oder sind solche zumindest zu befürchten.

### 3.1. ENTWICKLUNG EINER SEXUELLEN IDENTITÄT

„Das Bewusstwerden der sexuellen Orientierung gehört zur Entwicklung der sexuellen Identität“ (Watzlawik, Weil, 2009, S. 83) und stellt einen Bestandteil der Identitätsentwicklung dar. Faktoren der Entwicklung einer sexuellen Identität sind biologische, soziale und kognitive Veränderungen (vgl. Kolanowski, 2009, S. 105). „Als treibende Kraft für die aktive Gestaltung von Entwicklung und damit als Quellen für die Entwicklungsaufgaben gelten physische, soziale und psychische Reifungsprozesse. Werden erstere ausgelöst durch hormonelle Veränderungen, liegen soziale und psychische begründet in einem Anpassungsprozess an gesellschaftliche Erwartungen bzw. einen kulturellen Druck, dem individuelle Zielsetzungen und Werte gegenüberstehen“ (Kolanowski, 2009, S. 105). Rauchfleisch, Frossard, Waser, Wiesendanger und Roth (2002) bemerken, dass es einer bewusst gestalteten Lebensform bedarf, damit sich die sexuelle Identität verfestigen kann (vgl. S. 38). Für homosexuelle Jugendliche bedeutet dies, dass sie ihre Identität erst kräftigen können, wenn sie ihre sexuelle Orientierung akzeptiert haben und entsprechend frei auszuleben vermögen.

### 3.2. PROBLEME IN DER SEXUELLEN IDENTITÄTSFINDUNG VON HOMOSEXUELLEN

Wie früher in dieser Arbeit erwähnt, spüren viele Jugendliche bereits vor dem 15. Lebensjahr, dass sie nicht heterosexuell sind. Mehrheitlich werden sie sich dessen im Alter von 16 bis 17 Jahre konkret bewusst. Jugendliche berichten, dass dieses Bewusstwerden oft negative Gefühle und Unsicherheit auslöste (vgl. Watzlawik, Weil, 2009, S. 83). Begründet werden können diese Gefühle damit, dass die Diskrepanz zwischen persönlichem Empfinden und gesellschaftlichen Erwartungen homosexuelle Jugendliche verunsichert. Jugendliche, die von der Norm der Heterosexualität abweichen, sind somit einer besonderen und herausfordernden Entwicklungsaufgabe ausgesetzt. Anders als bei heterosexuellen Jugendlichen kommt für sie die Auseinandersetzung mit dem Widerspruch zwischen ihren Gefühlen und der gesellschaftlichen Haltung gegenüber Homosexualität hinzu (vgl. Kolanowski, 2009, S. 101). Sie stehen in einem Spannungsfeld zwischen der Individuation, also die Entwicklung eines eigenen Lebensentwurfs, und der Integration in die (heteronormative) Erwachsenenwelt (Sozialisation). Der Autor Donat Blum (2018) beschreibt in einem Essay zu queerer Literatur seine persönliche Erfahrung aus der Retrospektive wie folgt: „Als Jugendlicher war für mich eine der prägendsten Erfahrungen die erlebte Dissonanz zwischen der Realität meiner Existenz und der Abwesenheit eines Platzes, den die Gesellschaft dafür vorgesehen hat. Ich

stand vor der Wahl, meine Eigenheiten zu ignorieren, zu verstecken oder einen Platz für sie zu erkämpfen.“

Während heterosexuelle Jugendliche ihre Gefühle meist problemlos ausleben können, erste sexuelle Erfahrungen machen und eine Beziehung pflegen, verläuft die Entwicklung bei homosexuellen Jugendlichen oftmals problematischer (vgl. Kolanowski, 2009, S. 147). „Wichtige und notwendige Beziehungserfahrungen und sexuelle Kontakte, die heterosexuell orientierte Jugendliche viel früher machen, werden erschwert oder sogar verhindert“ (Kolanowski, 2009, S. 149). Für den Entwicklungsprozess schreibt Kolanowski (2009) dem sozialen Umfeld eine Schlüsselrolle zu: „Die Angst vor Reaktionen von Personen des sozialen Umfelds erschwert oftmals eine beginnende Identitätsakzeptanz“ (S. 149). Neben der alltäglichen Diskriminierungserfahrung von homosexuellen Lebensformen führen aufhaltende Gründe wie eine geringere Anzahl möglicher Partner dazu, dass homosexuelle Jugendliche ihre ersten Erfahrungen mit Liebe, Sexualität und Beziehung verzögert machen können (vgl. Rotthaus, 2017, S. 41). „Homosexuelle Jugendliche haben nur erschwert Möglichkeiten, zu einer homosexuellen Identität zu gelangen. Erziehung, Bildung und Sozialisation sind auf die Orientierung heterosexueller Jugendlichen [sic!] hin ausgerichtet“ (Bründel, 2004, S. 82).

Die Wissenschaft nimmt offensichtlich immer wieder die heterosexuelle Normjugend als Referenz. Wie steht diese denn zu gleichgeschlechtlicher Liebe? Beim ersten Blick auf die Peer-Group könnte man meinen, dass sich die Einstellung heutiger Jugendlicher in Bezug auf Homosexualität liberalisiert hat. Heterosexuelle Jugendliche zeigen heute oft Toleranz gegenüber Homosexualität. Diese hat jedoch auch „die Funktion, sich in der Abgrenzung zu den ‚Tolerierten‘ der eigenen ‚Normalität‘ (...) zu vergewissern“ (Götsch, 2016, S. 133). Zurück auf die Ebene des Individuums: „Die Akzeptanz der sexuellen Orientierung und ihre Integration in das Selbst ist (...) ein notwendiger Schritt zu einer ausgereiften eigenen Identität“ (Kobs, 2009, S. 167). Diese eigene Akzeptanz wird erschwert durch den nach wie vor grossen gesellschaftlichen Druck auf Homosexuelle. Der Eintrag eines Jugendlichen in einem Online-Diskussionsforum, zitiert von Kolanowski (2009), trifft die Problematik auf den Punkt. „Das Gefühl des ‚Anders-Seins‘, das zunächst gleichgeschlechtliche Interesse, dann aber das Interesse an Mädchen, aber zugleich verbunden mit einem Bedürfnis nach Distanz, das Registrieren heterosexuellen Verhaltens bei anderen Jungen, verbunden mit dem Gefühl, dahin vielleicht nie zu kommen, dieses Verhalten zu ersehnen und zugleich abzulehnen, bedeutet eine tief greifende Aushebelung aus dem gesamten Umfeld“ (S. 116). Der interviewte Jugendliche kommt schlussendlich zu für ihn existenziellen Fragestellungen: „Darf ich so sein, wie ich bin?“ „Darf ich sein?“ (Kolanowski, 2009, S. 116). Welche Antwort Jugendliche auf diese lebensentscheidende Frage finden, hängt stark mit den Vorstellungen in ihrem Umfeld

zusammen. Der Aspekt des gesellschaftlichen Einflusses wird im nächsten Kapitel thematisiert. Fest steht, dass die Herausbildung einer stabilen homosexuellen Identität „das Resultat einer harten Arbeit an sich selbst“ (Bründel, 2004, S. 82) ist und dem anders orientierten Individuum dabei unverhältnismässig viel mehr abverlangt wird als heterosexuellen Jugendlichen.

## 4. HETERONORMATIVITÄT IN DER SCHWEIZER GESELLSCHAFT UND DEREN FOLGEN FÜR HOMOSEXUELLE JUGENDLICHE

---

Bei der Heteronormativität handelt es sich um sozial konstruierte und breit akzeptierte Normen. Das Konzept beschreibt laut Hartmann und Klesse (2007) „Heterosexualität als ein zentrales Machtverhältnis, das alle wesentlichen gesellschaftlichen und kulturellen Bereiche, ja die Subjekte selbst durchzieht“ (S. 9). Grundlegend sind dabei laut den beiden Autorinnen die Annahmen, dass zwei klar voneinander abgrenzbare und unveränderbare Geschlechter existieren und dass heterosexuelles Begehren als natürlich vorausgesetzt wird. Folglich ist Homosexualität eine Abweichung, sie wird gar „zum verworfenen ‚Aussen‘, weil mit den – zunächst männlichen – Homosexuellen eine Form der Sozialität entsteht, die als Bedrohung wahrgenommen wird“ (Wagenknecht, 2007, S. 20). Die Einschätzung von Homosexualität als Bedrängnis hat ihre Quelle in der AIDS-Krise. Homosexuelle Praktiken wurden als Gefahr für die Integrität und Stabilität der Gesellschaft angesehen: Homosexuelle verkörpern „die von der Normalsexualität abgespaltenen gefährlichen und potentiell krankmachenden Aspekte des Sexuellen“ (Laufenberg, 2016, S. 53). Mit Heteronormativität werden auch „Ausschlussmechanismen verbunden, die gesellschaftlich produziert werden und Personen betreffen, welche von der Norm abweichen“ (Herrera Vivar, Rostock, Schirmer, Wagels, 2016, S. 14). Rauchfleisch et al. (2002) nennen einen weiteren Grund für dieses Phänomen: Er „liegt in einer unreflektierten, allgegenwärtigen Überhöhung von heterosexuellen Werten (Heterosexismus), welche sich in destruktiven Verhaltensweisen gegenüber gleichgeschlechtlich Empfindenden (Homophobie) äussern kann“ (S. 53).

Der Begriff der Heteronormativität ist weitreichend und definiert nicht nur das Sexualleben, sondern reguliert darüber hinaus die heterosexualisierten Geschlechterbeziehungen für gesellschaftliche Prozesse und Institutionen wie Medien, Wirtschaft, Kunst, Recht und sogar Wissenschaft (vgl. S. 9-10). Offensichtlich sind mit dem Begriff also enorme Macht- und Herrschaftsverhältnisse verbunden. Wagenknecht (2007) wiederholt dies so: „Die Heteronormativität drängt die Menschen in die Form zweier körperlich und sozial klar voneinander unterschiedener Geschlechter, deren sexuelles Verlangen ausschliesslich auf das jeweils andere gerichtet ist“ (S. 17). Damit wird Homosexualität mindestens ausgeblendet, im noch negativeren Fall gar als Störung betrachtet. Zu beachten gilt, dass Heterosexualität zwar eine gesellschaftliche Norm, jedoch als solche nicht offensichtlich erkennbar ist. Sie wird vielmehr im Stillen als richtig erachtet (vgl. Herrera Vivar, Rostock, Schirmer, Wagels, 2016, S. 7). Ihre Ordnung bestimmt massgeblich mit, wer welche Ressourcen zugeteilt erhält (vgl. Langer, 2016, S. 138). Dies bedeutet für homosexuelle Jugendliche – die eben nicht der Norm entsprechen – automatisch, dass sie mehr kämpfen müssen, um etwas zu erreichen.

Der Begriff der Heteronormativität beinhaltet auch die Heterosexualitätsannahme. Diese meint, dass die meisten Menschen davon ausgehen, dass sie und andere heterosexuell sind (vgl. Plöderl, 2009, S. 32). Es wird also angenommen, dass jede Person heterosexuell ist, sofern keine abweichende Information vorliegt. Weicht eine Person von der Heterosexualitätsannahme ab, ist sie gefordert, dies durch ein Coming-out zu kommunizieren. Da im Alltag ständig und ausschliesslich von heterosexuellen Standards ausgegangen wird, sind gleichgeschlechtlich empfindende Menschen tagtäglich mit dem Thema konfrontiert (vgl. Rauchfleisch et al., 2002, S. 54). Die weiterreichende Bedeutung des Terminus, betreffend die Asymmetrie zwischen dem Mann als sexuelles Subjekt und der Frau als Objekt des Begehrens und die damit verbundene Vorstellung patriarchaler Geschlechterverhältnisse, wird für diese Arbeit nicht berücksichtigt. Ebenfalls wird die Beschränkung auf eine Zweigeschlechtlichkeit nicht weiter thematisiert.

#### 4.1. REPRODUKTION DER HETERONORMATIVITÄT

Kinder sind nicht von Geburt an homophob. Sie erlernen im Laufe ihrer Sozialisation die Unterschiede zwischen Hetero- und Homosexualität. Im positiven Fall üben sie sich gleichzeitig auch an einer Toleranz gegenüber Homosexuellen. Die Heteronormativität der Gesellschaft zeigt sich bereits darin wieder, dass diese Toleranz gelernt werden muss, während Heterosexualität grundsätzlich nicht hinterfragt wird (vgl. Götsch, 2016, S. 134).

Problematisch erscheint grundsätzlich, dass die Heteronormativität in der christlichen Morallehre und somit in der westlichen Kultur als gottgegeben und somit unveränderbar betrachtet wird (vgl. Wagenknecht, 2007, S. 19). Sie wird als „selbstverständlich gewusstes und von allen scheinbar ‚natürlich‘ geteiltes Wissen über die ‚Wirklichkeit‘, das keiner Erklärung bedarf“ angesehen (Götsch, 2016, S. 123). Somit ist davon auszugehen, dass der Zustand der heteronormativen Lebensentwürfe Bestand hält, solange nichts dagegen unternommen wird. Doch wie läuft die Reproduktion einer solchen Gesellschaftsordnung ab? Die strukturell-funktionale Theorie sagt aus, dass die Strukturhaltung des sozialen Gesellschaftssystems durch zwei Prozesse gewährleistet wird: „Durch die Internalisierung (Verinnerlichung) gleicher Werte und Normen, Bräuche und Sitten durch die Mitglieder des Gesellschaftssystems und durch die Institutionalisierung von Handlungsmustern und sozialen Rollen“ (Schäfers, 2001, S. 33). Die Eltern geben die Heteronormativität somit im Laufe der Sozialisation und Erziehung an ihre Kinder weiter. Rauchfleisch et al. (2002) sagen, dass „Menschen aller sexuellen Orientierungen zwangsläufig, meist unbewusst und mit einer grossen Selbstverständlichkeit, heterosexistische Wertvorstellungen internalisieren“ (S. 54). Dass Jugendliche heteronormative Lebensentwürfe übernehmen, kann auch damit zusammenhängen, dass eine Abkehr von diesem Konzept Modernisierungsanforderungen an sie selbst stellen würde,

welche sie nicht erfüllen können (vgl. Götsch, 2016, S. 133). Wenn man bedenkt, dass gerade im Zuge der Identitätsbildung in der Phase der Jugend das Interesse der Familie an der Reproduktion der familiären Werte gross ist, sind homosexuelle Jugendliche durch ihr von Heteronormativitätsvorstellungen abweichendes Selbst signifikant stärker von einem Anpassungsdruck betroffen.

#### 4.2. STIGMATISIERUNGSPROZESSE AUFGRUND DER HOMOSEXUALITÄT

Davon ausgehend, dass offen gelebte Homosexualität (wie unter 4.2.3. beschrieben wird) per se sichtbar ist, liegt auf der Hand, dass sich als homosexuell identifizierende Menschen in einer Gesellschaft, in der Heteronormativität als Machtfaktor stark ist, Stigmatisierungsprozessen ausgesetzt sind. Durch diese Prozesse werden Diskriminationen ausgeübt, welche die Lebenschancen der Betroffenen reduzieren (vgl. Goffman, 1967, S. 13-14). Junge Schwule und Lesben leben ihre Kindheit mit dem Gefühl, nicht wie die anderen zu sein. Je nach ihrer Erscheinung und ihrem Verhalten sowie der individuellen Situation erfahren sie in der Schule Gewalt. Stigmatisierung und Ausgrenzung aufgrund von Homosexualität kann auch als Homophobie bezeichnet werden, welche die logische Folge des heteronormativen Weltbildes darstellt. Rauchfleisch et al. (2002) bezeichnen es im Allgemeinen als „offensichtlich, dass Menschen, die Andersfühlende, Andersfarbige, Andersgläubige bzw. Menschen des anderen Geschlechts stigmatisieren und diskriminieren, ein grosses – meist unbewusstes und damit uneingestandenes – Problem mit ihrer eigenen Identität haben“ (S. 56). Die Stigmatisierung beinhaltet konkret eine ablehnende Haltung der Gesellschaftsmitglieder zur Homosexualität und eine nicht faktisch begründete Furcht davor (vgl. Kolanowski, 2009, S. 109). Sie manifestiert sich durch beleidigende Sprache, besonders in der Schule, aber auch durch körperliche Aggression und Diskriminierung. Betroffene entwickeln in sehr jungen Jahren ein Gefühl der Unzulänglichkeit. Dieses erdrückende Gefühl kann zu Angst führen, welche sich möglicherweise zu einer Depression entwickeln und unbehandelt in Suizid gipfeln kann. (vgl. Häusermann, 2014, S. 5-6).

In seinem Aufsatz über das Recht von Jugendlichen auf Ausleben ihrer sexuellen Orientierung schreibt Häusermann (2014), dass sich die Situation von homosexuellen Menschen in der Schweiz in den letzten 30 Jahren erheblich verbessert hat (vgl. S. 93). Dem pflichten – mit Blick auf das benachbarte Deutschland – auch Cetin und Voss (2016) bei. Aktuell werden den Homosexuellen „wieder mehr Angebote zur Integration gemacht, wenn auch zu den Bedingungen der (heterosexuellen) Mehrheit“ (S. 24). Gerade diese Bedingungen machen die vermeintlich verbesserte Lage für Homosexuelle bei genauerer Betrachtung fragil. So Cetin und Voss (2016): „Diese paradoxe Situation ist für die Homosexuellen nicht auflösbar, da sie, selbst wenn ihnen die Mehrheit vollständige nationale Integration zubilligt, in der Position der

klar gefassten, der klassifizierten Minderheit verbleiben, die von der Mehrheit abhängig ist. Ihre Position wird damit stetig rückholbar sein; es bedarf dafür lediglich rechtsextremer, faschistischer Entwicklungen, die die Anerkennung der Gruppe der Homosexuellen wieder mehr über juristische Verfolgung sowie über pädagogische Vorbeuge- und medizinische Behandlungsmassnahmen betreiben“ (S. 24). In die gleiche Richtung zielt der Aufruf von Laufenberg (2016). Er schreibt, dass sich Homosexuelle immer wieder bewusst machen müssen, dass ihre gesellschaftliche Teilhabe jederzeit hinterfragt werden kann (vgl. S. 64). Dies führt dazu, dass sich Homosexuelle in der Gegenwartsgesellschaft nicht sicher fühlen können. Häusermann (2014) hält folglich fest, dass nach wie vor eine sehr hohe Rate von psychischen Störungen und Suizidalität bei homosexuellen Jugendlichen existiert. Deshalb reicht es nicht, Gesetze und Vorschriften zu ändern, um homophobe Denkweisen verschwinden zu lassen (vgl. S. 93). Es braucht somit neben gesetzlichen Gleichberechtigungsvorstössen auch ein generelles Umdenken in der Gesellschaft. Nachfolgend wird in Unterscheidung von rechtlicher Diskriminierung (de jure) und tatsächlicher, alltäglicher Diskriminierung (de facto) versucht, die aktuelle Situation in der Schweiz festzuhalten.

#### 4.2.1. DISKRIMINIERUNG DE JURE

In China wurden kürzlich homosexuelle Fans während eines Konzerts der Band Dua Lipa von der Polizei abgeführt, weil sie eine Regenbogenflagge schwenkten (vgl. Out.com, 2018.) Nachrichten wie diese werden auf den Social Media Kanälen der LGBT-Communities fast täglich geteilt. Solche Zustände sind in der Schweiz nicht mehr denkbar. In den letzten 20 Jahren fand eine Liberalisierung der Politik betreffend LGBT-Themen statt (vgl. Abou-Chadi, Finnigan, 2018, S. 2). Jedoch bedurfte es auch in der westlichen Welt Zeit bis in die 1990er Jahre, bis Homosexualität entkriminalisiert und entpathologisiert war (vgl. Herrera Vivar, Rostock, Schirmer, Wagels, 2016, S. 8) und „das Schutzalter von gleichgeschlechtlicher Sexualität dem gegengeschlechtlicher angeglichen wurde“ (Rauchfleisch et al., 2002, S. 66). Auch heute noch kann man Diskriminierung durch den Staat feststellen. Rauchfleisch et al. (2002) bezeichnen dies als juristische Gewalt (vgl. S. 65).

Als Fortschritt wird oft die Möglichkeit zur eingetragenen Partnerschaft genannt, das entsprechende Gesetz wurde 2005 durch das Schweizer Stimmvolk angenommen (vgl. Häusermann, 2014, S. 11). Jedoch gilt zu bemerken, dass diese der Ehe nicht in allen Punkten gleichgestellt ist. In der Sendung Arena des Schweizer Fernsehens [SRF] (2018) vom 18. Mai 2018 wird in einem Erklärvideo erläutert, welche Unterschiede noch bestehen. Festgehalten wird in dem Beitrag, dass homosexuelle Paare in der Schweiz keine Ehe eingehen können, aber die Möglichkeit haben, ihre Partnerschaft eintragen zu lassen. Ein heterosexuelles Paar



kann bei der Heirat die beiden Vermögen als Gütergemeinschaft zusammenlegen. Dies ist homosexuellen Paaren nicht erlaubt. Ausländische Partner in einer heterosexuellen Ehe können erleichtert eingebürgert werden. Auch dies wird gleichgeschlechtlichen Paaren verwehrt, was eine langjährige Beziehung aufgrund der zwangsweisen zwischenzeitlichen geografischen Trennung stark erschweren kann. Gravierend ist auch der Unterschied betreffend Witwenrente. Diese erhält eine lesbische Frau in eingetragener Partnerschaft im Unterschied zu einer Ehefrau nur dann, wenn sie minderjährige Kinder hat – ansonsten nicht. Bezüglich der Kinder gibt es auch einen grossen Unterschied: Die gemeinsame Adoption von Kindern ist homosexuellen eingetragenen Paaren untersagt, verwehrt bleibt ihnen auch der Zugang zur Fortpflanzungsmedizin. Im Eherecht sind weiter finanzielle Ausgleichsmechanismen zugunsten des haushaltsführenden Partners vorgesehen, diese existieren im Partnerschaftsgesetz nicht (vgl. Network Gay Leadership, 2016). Im Falle einer Erkrankung oder eines Unfalls dürfen die Partnerinnen oder Partner von Homosexuellen nicht für Besuche auf die Intensivstation. Vor Gericht gibt es für sie kein Zeugnisverweigerungsrecht (vgl. Rauchfleisch et al., 2002, S. 66). SRF (2018) hält fest, dass viele Lesben und Schwule diese Zustände als diskriminierend empfinden. Die Schweiz hinkt im Vergleich mit den Nachbarländern und dem westlichen Europa in Sachen Ehe für alle hinterher. Im Sommer 2017 führte der Deutsche Bundestag die Ehe für homosexuelle Paare ein. In Österreich wird ein entsprechendes höchstrichterliches Urteil Anfang 2019 erwartet. Spanien hat die Ehe bereits 2005 für Homosexuelle geöffnet (vgl. Watson, 2018). Bis 2015 waren es in der Europäischen Union 14 Länder, welche eine gleichgeschlechtliche Ehe zulassen (vgl. Abou-Chadi, Finnigan, 2018, S. 2). Die Verteidigung der Rechte von sexuellen Minderheiten kann die öffentliche Meinung beeinflussen und homophobe Aussagen reduzieren. Während eine eingetragene Partnerschaft, wie sie in der Schweiz möglich ist, Homosexuelle zu einer andersartigen Randgruppe machen, werden genau diese Personen durch die Öffnung der Ehe in eine bestehende, als normal geltende Institution aufgenommen, was eine integrative Wirkung hat (vgl. Abou-Chadi, Finnigan, 2018, S. 2).

Eine weitere Diskriminierung besteht im Bereich der Blutspende. Dies jedoch nicht auf gesetzlicher Grundlage, sondern in den praktizierten Richtlinien von Swissmedic. Pink Cross (o. J.) hält die Lage auf der Website fest: „Männer, die sexuellen Kontakt mit Männern haben (MSM), sind in der Schweiz nur zur Blutspende zugelassen, wenn sie 12 Monate sexuell abstinente leben. Dies bedeutet immer noch ein faktischer Ausschluss.“ Aus medizinischer Sicht sollte heute das Risikoverhalten jeder spendewilligen Person betrachtet werden, nicht ihre sexuelle Orientierung.

#### 4.2.2. DISKRIMINIERUNG DE FACTO

Verschiedene Bewegungen setzen sich bis heute für eine rechtliche Gleichstellung von Homosexuellen ein. Sie gehen in ihrer Zielsetzung aber noch weiter und wollen die heterosexuelle Matrix in Frage stellen und damit Nicht-Heterosexualität naturalisieren (vgl. Wagenknecht, 2007, S. 20). Davon ist die Gesellschaft allerdings noch einige Schritte entfernt. Eine Untersuchung aus Dänemark zeigt, dass die Suizidrate bei Personen, die in einer eingetragenen gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben, deutlich höher ist als bei Menschen, die in einer heterosexuellen Ehe leben, obwohl die rechtlichen Bestimmungen in Dänemark bezüglich Homosexualität sehr liberal sind (vgl. Plöderl, 2009, S. 31). Offensichtlich führen – abseits der Ungleichstellung vor dem Gesetz – gesellschaftliche Zustände zu Stigmatisierung und Diskriminierung homosexueller Menschen. Grundsätzlich liegt das Problem gemäss dem Autoren Norbert Reck darin, dass „bei allen Erwähnungen implizit vermittelt wird, dass Schwule und Lesben eine andere Art Menschen sind, zwar durchaus gleichberechtigt zu behandeln, aber dennoch: eine andere Art“ (Reck, 2007, S. 166, zit. in Cetin und Voss, 2016, S. 80).

Da Jugendliche bereits vor der Entwicklung eines eigenen sexuellen Verlangens wissen, dass es Hetero- und Homosexualität gibt, können sie nicht eigene Gefühle entwickeln, sondern müssen in erster Linie in vorgegebene Rollen hineinwachsen (vgl. Cetin und Voss, 2016, S. 79). Erfüllen sie die erwarteten, rollenkonformen Verhaltensmuster nicht, fällt das der Peer-Group auf. Gemäss Plöderl (2009) sind homosexuelle Jugendliche schon früh, also auch vor dem Coming-out, durch geschlechterrollenabweichendes Verhalten negativen Reaktionen des sozialen Umfeldes ausgesetzt (vgl. S. 28). Dies legt nahe, dass „schwules“ Verhalten von anderen Jugendlichen abwertend beurteilt wird. Beispielsweise benutzen Jugendliche auf Schulhöfen und in Umkleidekabinen „schwul“ als Schimpfwort. Eine Jugendliche, die sich nicht klassisch weiblich kleidet und verhält, wird rasch als Kampfllesbe abgestempelt. Gemäss Plöderl (2009) ist Homophobie an Schulen alltäglich (vgl. S. 32).

### 4.2.3. KENNZEICHNUNG DER HOMOSEXUALITÄT

Florentine Kutscher (2018) schreibt in einem Bericht zur Forschung über Homosexuelle im Nationalsozialismus in der Zeitschrift WELT, dass schwule Männer in Konzentrationslagern des Dritten Reiches mit einem rosafarbenen Stoffdreieck („rosa Winkel“) markiert wurden, welches sie auf der Häftlingskleidung tragen mussten. Solche Zumutungen sind in der heutigen Zeit nicht mehr denkbar. Jedoch gibt es auch in der Schweiz noch immer Anhaltspunkte, anhand derer homosexuelle Menschen erkannt werden. Muss ein in eingetragener Partnerschaft lebender Mensch beispielsweise bei Wohnungsbewerbungen, Visaanträgen oder auf Versicherungsformularen den Zivilstand angeben, wird er dabei aufgrund der abweichenden Sonderkategorie ungewollt geoutet. Insbesondere bei der Reise in ein Land, in der Strafen auf gelebte Homosexualität ausgesetzt sind, bedeutet dies für Betroffene ein eminentes Risiko.

Dass Homosexuelle immer als solche erkennbar sind, beschreibt Foucault in seiner Perspektive zur Sichtbarkeit so: Die Sexualität des Homosexuellen „ist überall in ihm präsent, allen seinen Verhaltensweisen unterliegt sie als hinterhältiges und unbegrenzt wirksames Prinzip; schamlos steht sie ihm ins Gesicht und auf den Körper geschrieben, ein Geheimnis, das sich immerfort verrät“ (Foucault, 1983, S. 58, zit. In Cetin und Voss, 2016, S. 46). Dadurch wird deutlich, dass sich ein homosexueller Mensch nicht erst durch seine Handlungen der Gefahr von Stigmatisierung und Diskriminierung aussetzt, sondern bereits durch das bloße Bestehen seiner Persönlichkeit.

## 5. AUSWIRKUNGEN DER STIGMATISIERUNGSPROZESSE

---

Stigmata und erlebte Diskriminierung in Form von Ablehnung, Anfeindung, Mobbing, Bedrohung und Gewalt sind Risikofaktoren für Suizidalität im Jugendalter (vgl. Centre for Suicide Prevention, 2012, S. 4). Ob es Jugendlichen gelingt, eine positive Identität zu entwickeln, oder ob sie der Gefahr der Suizidalität ausgesetzt sind, hat primär mit den zur Verfügung stehenden Ressourcen und der Einstellung der Menschen im eigenen Umfeld zu tun. Besonders schädigend in der Phase der Identitätsentwicklung ist das Erleben von Stigmatisierung. Diese kann auf Ebene der gesellschaftlichen Teilhabe, der Interaktion oder der Identität stattfinden. Auf allen Ebenen besteht die Problematik der Anerkennung als Person und als gesellschaftlicher Partner. Die Folgen von Stigmatisierung sind tiefgreifend und können von Betroffenen nur schwer bewältigt werden (vgl. Nüesch, 2002, S. 30). So können früh erlebte Stigmatisierungsprozesse spätere Krisen auslösen. Plöderl (2009) bezeichnet es als „nicht verwunderlich, dass geschlechterrollennonkonformes Verhalten in der Kindheit mit späterer Suizidalität verbunden ist“ (S. 34). Eine Begründung findet sich bei Cetin und Voss (2016). Gemäss ihnen stehen Stigmatisierungsprozesse in Konflikt mit dem Bedürfnis nach Anerkennung des Selbst. „Anerkennung bedeutet (...) etwas für Menschen Notwendiges, um überhaupt in Gesellschaft existieren zu können. Die ‚Auswirkungen eines Mangels an Anerkennung‘ können sogar bedrohlich sein“ (S. 27). Eine Anerkennungsverweigerung kann sich negativ auf das Selbstwertgefühl auswirken und die Identität des Subjekts beschädigen. Diese Verweigerungserfahrung wird durch jedes Erleben von Stigmatisierung und Diskriminierung aktualisiert (vgl. Langer, 2009, S. 166-170). In der heutigen Gesellschaft werden Lesben und Schwule mehrheitlich anerkannt – jedoch als Andere. Die vermeintliche Toleranz und Akzeptanz lässt mehr auf homophobe Gesellschaftsstrukturen schliessen als auf wahrhaftige Anerkennung (vgl. Cetin und Voss, 2016, S. 80). Auch die unter Jugendlichen „postulierte Norm heterosexueller Toleranz gegenüber Homosexualität bleibt heteronormativ und homophob“ (Götsch, 2016, S. 120). Fakt ist, dass homosexuelle Menschen immer auf die Anerkennung der ‚Normalen‘ angewiesen sind. Fehlende oder mangelnde wahrhaftige Anerkennung können insbesondere für Jugendliche schwerwiegende Folgen haben. Da homophobe Stimmungen, Diskriminierung und auch Gewalt noch immer zu den Sozialisationsbedingungen homo- und bisexueller Jugendlicher gehören, muss von einer Beeinträchtigung derer Identitätsbildung ausgegangen werden. Mögliche Auswirkungen werden in den folgenden Punkten hergeleitet. Grundsätzlich ist zu erwähnen, dass die Forschung einen direkten Zusammenhang zwischen Erfahrungen von Stigmatisierung, Diskriminierung und Gewalt und Suizidalität kennt (vgl. Langer, 2009, S. 166).

## 5.1. AUSLÖSER FÜR ANGST UND UNSICHERHEIT

Wenn ein Jugendlicher im Laufe der pubertären Entwicklungsphase seine Wünsche und Reize entdeckt und gleichzeitig feststellt, dass diese den Erwartungen seines sozialen Umfeldes widersprechen, führt dies zu Lähmungszuständen durch Scham und Angst vor Ablehnung (vgl. Häusermann, 2014, S. 1). Besonders verunsichernd muss es sein, dass engste Vertraute und einstmalige Unterstützer durch alltägliche Bemerkungen eine Erwartungshaltung äussern, die sich nicht mit dem Empfinden und den Bedürfnissen des Jugendlichen verträgt. Es entsteht eine Angst davor, diese Menschen zu enttäuschen oder von ihnen abgelehnt zu werden. Somit fallen diese Personen als vertraute Gesprächspartner weg, was gemäss Häusermann (2014) dazu führen kann, dass Betroffene in völliger sozialer Isolation durch die entscheidenden Jahre der Jugend gehen (vgl. S. 92). Max Kranich von der Organisation Milchjugend berichtet aus seiner Erfahrung im Interview (vgl. SRF, 2018), dass es erdrückend wirke, wenn man feststelle, dass man nicht der heterosexuellen Norm entspreche. Er beschreibt den Prozess des Akzeptierens der eigenen sexuellen Orientierung als schmerzhaften Vorgang, der dazu führt, dass viele betroffene Teenager sich häufig alleine fühlen.

## 5.2. INTERNALISIERUNG DER STIGMATA

Das Stigma-Konzept ist eng mit der Identitätsbildung verknüpft. Erlebte Stigmatisierung macht es für Betroffene schwierig, eine persönliche Identität zu entwickeln. Negative Zuschreibungen gefährden die Identität eines Menschen und können diese verändern (vgl. Nüesch, 2002, S. 33). Dies passiert durch Internalisierung der Stigmata. Darunter versteht man die Übernahme negativer Äusserungen oder Einstellungen aus dem sozialen Umfeld. Erschwerend kommt im Falle von Homophobie hinzu, dass betroffene Personen die abwertenden Äusserungen bereits sehr früh erleben, selbst bevor sie ihr inneres Coming-out bewusst vollzogen haben (vgl. Plöderl, 2009, S. 32). Rauchfleisch et al (2002) bezeichnen den permanent erlebten Heterosexismus und häufig auftretende homophobe Gewalt als innerpsychische „Minitraumata, welchen (...) kaum mit angemessener Bewältigungsstrategien begegnet werden kann. Vielmehr werden die feindseligen Bilder der Gesellschaft zwangsläufig internalisiert“ (S. 67). Entspricht also das eigene Verhalten nicht der heteronormativen Rollenerwartung, führt dies zu Unbehagen bezüglich der eigenen Männlichkeit oder gar zu einem Gefühl einer gebrochenen Männlichkeit und in der Folge zu einer Selbstwertproblematik (vgl. Langer, 2009, S. 181-183). Die These des mangelnden Selbstwertes gilt auch für Frauen: „Zu Beginn des Coming-outs zeigt sie sich schon darin, dass die Teilnehmerinnen in Coming-out-Gruppen nicht ‚lesbisch‘ sagen können“ (Steffens, Geisler, 2009, S. 4). Die Ursache für die aufkommenden negativen Gefühle wird im Zuge der Internalisierung im eigenen Verhalten gesucht und die Verantwortung dafür selbst übernommen. Es ist ein Risikofaktor, wenn Jugendliche sich als Opfer sehen und sich sogar selbst die Schuld für ihre Situation geben

(vgl. Rotthaus, 2017, S. 53). Melanie Steffens und Petra Geisler (2009) weisen an einem Workshop zu den Folgen internalisierter Homonegativität darauf hin, dass sie auf den Begriff „Homophobie“ verzichten, „da es sich bei negativen Einstellungen gegenüber Schwulen und Lesben nicht um individuelle Phobien handelt, sondern um gesellschaftlich gelernte Einstellungen“ (S. 2). Die Kombination von gesellschaftlicher Stigmatisierung, erlebter Diskriminierung und Gewalt sowie verinnerlichter Homonegativität kann zu einem Stress führen, den nur Personen erleben, die sich in einer sozialen Minderheitenposition befinden (vgl. Steffens, Geisler, 2009, S. 3). Dieses Phänomen wird im nachfolgenden Punkt beschrieben.

### 5.3. MINORITÄTENSTRESS UND VULNERABILITÄT

Unter dem Begriff Minoritätenstress verstehen Fachleute wie Martin Plöderl (2009) die „tatsächliche oder befürchtete Gewalt und Diskriminierung aufgrund der Homo- oder Bisexualität“ (S. 28). Es geht also um eine Form von Stress, der entsteht, wenn man Teil einer sexuellen Minderheit ist, die von der heterosexuellen Mehrheit diskriminiert wird. Minoritätenstress basiert auf sozialen Prozessen und kommt additiv zum Stresslevel hinzu, welches durchschnittliche Menschen erleben (vgl. Steffens, Geisler, 2009, S. 3). Wie die Definition bereits sagt, kann zwischen zwei Kategorien unterschieden werden. Einerseits kennt die Wissenschaft distale Stressoren, welche konkret erlebte Diskriminierung und Gewalt beinhalten. Andererseits ist die Rede von proximalen Stressoren, die eine vorgängige Angst vor Diskriminierung bedeuten. Letztere Variante kann stärker in Zusammenhang mit psychischen Problemen gebracht werden. Die Untersuchungsergebnisse zeigen weiter, dass die homophobe Diskriminierung das Individuum mehr schädigt als Gewalt im Allgemeinen. Dies zeigt sich darin, dass homosexuelle Jugendliche, die Gewalt erlebt haben, deutlich höhere Suizidversuchsrate aufweisen als heterosexuelle Jugendliche mit ebenso viel Gewalterfahrung. Minoritätenstress wird als Ursache von Suizidalität angesehen (vgl. Plöderl, 2009, S. 31-32).

Eine Studie aus Genf zeigt die Entwicklung der Gewalt gegen homo- und bisexuelle Männer in den letzten Jahren anhand folgender Grafik auf:

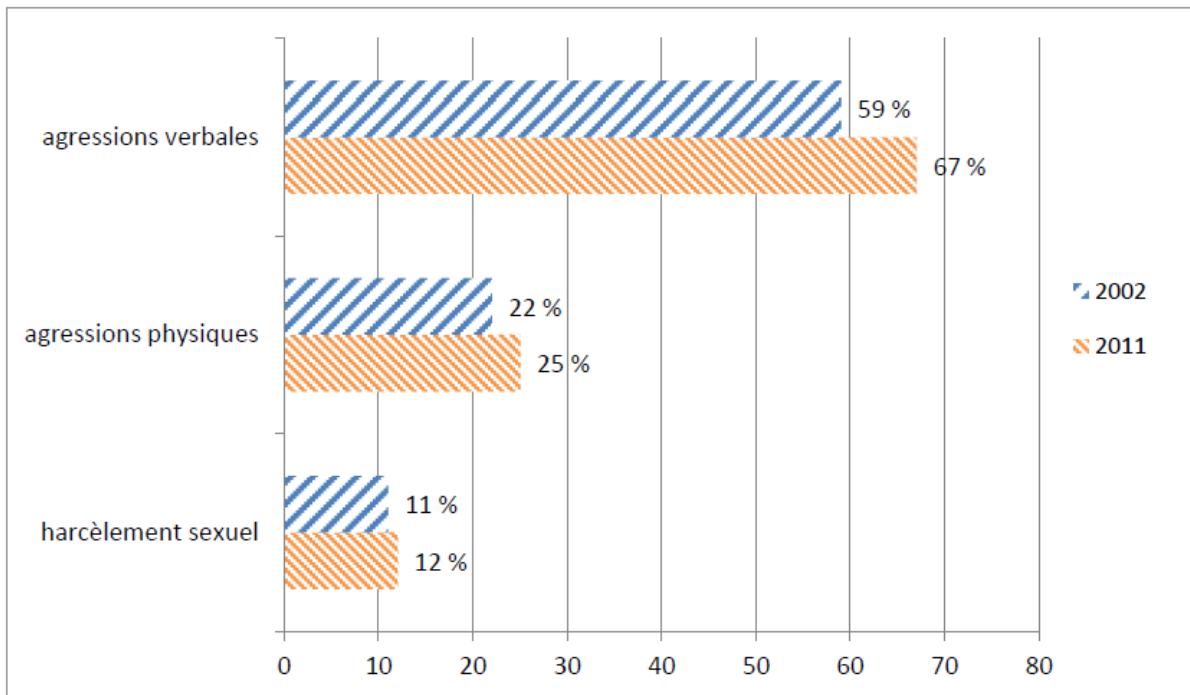


Abbildung 4: Gewaltopfer nach Art der Gewalt zwischen 2002 und 2011 im Leben (Quelle: Häusermann, 2014, S. 7)

Die Vergleichsbefragung zeigt auf, dass sowohl verbale Aggressionen wie auch körperliche Gewalt zugenommen haben. Eindrücklich ist, dass rund 60 bis 70 Prozent der schwulen und bisexuellen Männer in ihrem Leben verbale Anfeindungen erleben und jeder vierte körperlich angegriffen wird. Somit erleben anderssexuelle Männer drei- bis viermal häufiger Gewalt als heterosexuelle. Zwei Drittel der beschriebenen Gewalt erfolgte gemäss Angaben der Opfer aufgrund der sexuellen Orientierung. Die meisten Opfer sind unter 25 Jahre alt (vgl. Häusermann, 2014, S. 7). Für homosexuelle Personen sind die Stressoren nicht nur häufiger, sie wirken sich auch stärker auf die Individuen aus. Dies führt zu einer höheren Vulnerabilität (vgl. Plöderl, 2009, S. 33).

#### 5.4. VERÄNDERUNG VON IDENTITÄT UND STATUS

Wer eine Differenz von der Norm aufweist, läuft Gefahr, Opfer von Platzanweisungspraktiken in der Gesellschaft zu werden (vgl. Schütte-Bäumner, 2010, S. 80). Das Coming-out bedeutet für Jugendliche, den sozialen Status aufzugeben, welcher ihnen die frühere Identität gewährt hatte. Sie nehmen eine Identität an, die teilweise gesellschaftlich abgewertet wird und müssen sich damit abfinden, mit einer degradierten und stigmatisierten Identität zu leben (vgl. Häusermann, 2014, S. 5). Wenn, wie Schmidt (2014) sagt, „nur eine Minderheit der Schülerinnen und Schüler meint, dass Homo- oder Bisexualität ‚normal‘ sei, kann die Schule für gleichgeschlechtlich empfindende Jugendliche kaum ein Ort offener Kommunikation über ihr Begehren sein. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum es auch heute noch problematisch ist, sich schon in der Schulzeit zu outen“ (S. 260).

## 5.5. SOZIALER RÜCKZUG UND SUIZIDALITÄT

Die Stigmatisierung offenbart sich in „Momenten, wenn Stigmatisierte und Normale in der gleichen ‚sozialen Situation‘ sind, das heisst, in gegenseitiger, unmittelbarer physischer Gegenwart, ob in einer gesprächsartigen Begegnung oder im blossen Zusammen-anwesend-sein“ (Goffman, 1967, S. 22). Ein stigmatisiertes Individuum wird somit diese unangenehmen Situationen meiden, was zu sozialem Rückzug führen kann. Durch dies „kann das isolierte Ich argwöhnisch, depressiv, feindselig, ängstlich und verworren werden“ (Goffman, 1967, S. 23). Die erlebten Gefühle versetzen Jugendliche in völlige soziale Isolation und beeinträchtigen dadurch ihre Gesundheit und Schulbildung. Betroffene berichten nämlich, sie müssten die schwierige Jugend völlig selbstständig meistern, sie würden vereinsamen und isoliert leben, was sich auf die Bewältigung des Alltags auswirke (vgl. Rotthaus, 2017, S. 42). Die Gewalt, deren Opfer sie sehr oft sind, ist ein zusätzlicher Faktor zur Verschlimmerung der Situation (vgl. Häusermann, 2014, S. 6). Wird die Identitätsentwicklung eines Jugendlichen durch ein heteronormatives Umfeld gestört, resultieren daraus laut Rauchfleisch et al. (2002) „Gefühle der Entfremdung, der Verwirrung, des Sich-nicht-beheimatet-Fühlens“ (S. 68). Die notwendigen Abspaltungsversuche führen bis hin zur Suizidalität. Es ist erkennbar, dass diese Suizidalität stark von aussen verursacht ist und Einsamkeit ein zentrales Thema darstellt. Gemäss der interpersonellen Theorie des Suizides treibt sowohl fehlendes Zugehörigkeitsgefühl als auch das Empfinden, für andere eine Belastung zu sein, Personen in den Suizid (vgl. Plöderl, 2009, S. 32). Viele Jugendliche mit suizidalen Gedanken, die bei der Notrufnummer von Pro Juventute anrufen, geben an, sich einsam zu fühlen (vgl. SRF, 2018).

## 5.6. VERSUCH DER STIGMABEWÄLTIGUNG IN FORM VON VERHEIMLICHUNG ODER ANPASSUNG

Da es sich bei Homosexualität nicht um eine Krankheit handelt, ist auch keine Reparatur (beispielsweise Psychotherapie) des Stigma-Attributs möglich. Eine andere Variante im Umgang mit dem gesellschaftlich auferlegten Stigma ist gemäss Goffman (1967) der Versuch der diskreditierbaren Individuen, den Zustand indirekt zu korrigieren (vgl. S. 19). Damit kann gemeint sein, dass Homosexuelle durch grosse Anstrengung versuchen, ein heteronormatives Leben zu führen. Ihr Umfeld zwingt sie zu einem Versteckspiel und zu Unwahrheiten, unter denen die Jugendlichen selbst am meisten leiden (vgl. Bründel, 2004, S. 82). Sie meistern also ihr Leben so, wie es ihnen aufgrund der andersartigen Eigenschaft eigentlich nicht zulänglich wäre. Gerade in der Phase der Pubertät, in der Jugendliche erste Erfahrungen in Liebe und Sexualität machen, kann dieses Leben an den wahrhaftigen Gefühlen vorbei ebenfalls zu Depressionen und suizidalem Verhalten führen. Plöderl (2009) sagt dazu: „Das Verheimlichen der sexuellen Orientierung reicht dabei von der Vermeidung von gewisser [sic!] Gesprächsthemen oder Situationen, einem Nicht-Korrigieren der Heterosexualitätsannahme, bis zum aktiven Lügen, aber in allen Formen ist damit eine Entwertung der eigenen Person



verbunden“ (S. 32). Viele Jugendliche pflegen trotz latenter homosexueller Neigungen Beziehungen mit Personen des anderen Geschlechts. Diese verstärken jedoch häufig die Unsicherheit zur eigenen sexuellen Orientierung (vgl. Kolanowski, 2009, S. 150). Die Anpassungsleistung bedeutet grosse Anstrengung und, mit der Zeit, Erschöpfung. Voraussetzung für eine solche Angleichung des Lebensstils sind zudem ausreichende kognitive Ressourcen, damit die Homosexualität wirksam verheimlicht werden kann. Kolumnist Onur Ogul (2018) kritisiert in der Schweizer Illustrierten, dass ein geheimes Doppelleben nichts zur Enttabuisierung von Homosexualität in der Gesellschaft beiträgt. Es sind Menschen, die sich exponieren, welche diese Arbeit machen. Jemand, der sich entgegen seiner wahren Gefühle der Norm anpasst, übernimmt keine Verantwortung für andere Betroffene, so Oguls Vorwurf.

Eine schwächere Form der Anpassung wäre die Vermeidung jeglicher sexueller Aktivitäten, was sich jedoch nur bis zu einer gewissen Unausweichlichkeit praktizieren lässt (vgl. Kolanowski, 2009, S. 113). Noch milder angepasst ist ein Leben in gleichgeschlechtlicher Beziehung, das jedoch ansonsten den Anforderungen der Heteronormativität entspricht, sprich sich unterordnet – also eine monogame, gebundene Partnerschaft und die Adoption von Kindern (was in der Schweiz aktuell gesetzlich nicht erlaubt ist). Diese bewirkt Anerkennung über Toleranz und führt zu einer Normalisierung von Homosexualität (vgl. Götsch, 2016, S. 133). Das Individuum wird durch die geleistete Anpassung unauffällig und verkleinert die aufgrund der Homosexualität bestehende Angriffsfläche (vgl. Rauchfleisch et al., 2002, S. 84).

### 5.7. STIGMA ALS ENTSCHULDIGUNG

Einerseits kann die eigene Homosexualität dazu führen, dass Lesben oder Schwule versuchen, das Stigma durch Leistung zu kompensieren und hohe Forderungen an sich selbst stellen (vgl. Rauchfleisch et al., 2002, S. 84). Jedoch wird das Stigma auch in umgekehrter Weise im Falle von Unglück genutzt: „Das stigmatisierte Individuum ist geneigt, sein Stigma für ‚sekundäre Gewinne‘ zu benutzen, als Entschuldigung für Misserfolg, der ihm aus anderen Gründen widerfahren ist“ (Goffman, 1967, S. 20). So werden jegliche Probleme mit der Homosexualität in Verbindung gebracht und damit begründet. Betroffene versetzen sich in den umgangssprachlich als „Opferrolle“ benannten Zustand. Wenn man Suizid als den finalen Misserfolg des Lebens betrachtet, kann ein Jugendlicher, der Suizid begeht, seine gesellschaftlich stigmatisierte Homosexualität als erklärende Entschuldigung für den Selbstmord hinnehmen.

## 6. RESILIENZFÖRDERNDE FAKTOREN, PRÄVENTION UND MASSNAHMEN DER SOZIALEN ARBEIT

---

Suizidalität wird nicht durch einen einzelnen Risikofaktor ausgelöst, Suizidgedanken und suizidales Verhalten treten auf, wenn vielfältige, ungünstige Bedingungen auf Ebene Individuum, Familie, Schule, Peer-Group, Werte, Medien und Öffentlichkeit auf Jugendliche einwirken (vgl. Rotthaus, 2017, S. 36). Ein Risikofaktor kann – gemäss Beschreibungen in den vorangehenden Kapiteln – die eigene Homosexualität sein. Die bereits hergeleitete Erkenntnis, dass zwischen sexueller Orientierung und Suizidrisiko ein Zusammenhang bestehen kann, führt zu einer Anerkennung der besonderen Gefährdung der betroffenen Jugendlichen. Die Folge müssen vorbeugende Interventionen sein. Diese sollen darauf abzielen, Wahlmöglichkeiten zu schaffen, die sinnvolle Alternativen zum Suizidversuch bieten – oder aber präventive Massnahmen, welche Suizidalität gar nicht erst aufkommen lassen. „Menschen in suizidalen Krisen beizustehen ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die privates, berufliches und politisches Engagement umfasst“ (BAG, 2016, S. 6). Auf beruflicher und politischer Ebene kommt die Soziale Arbeit in die Verantwortung.

Soziale Arbeit ist in verschiedensten Feldern tätig und hat überall mit Menschen zu tun. Dass auch homosexuelle Jugendliche in Kontakt mit Professionellen der Sozialen Arbeit kommen, ist höchstwahrscheinlich. Beispielsweise im Rahmen der offenen Jugendarbeit, in Wohnheimen, Arbeitsintegrationsprogrammen oder auf Beratungsstellen zu diversen Themenbereichen. Massgebend ist im Setting mit Klienten die Haltung der Professionellen. Entsprechend sollten Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter heteronormative Denkmuster ablegen und immer berücksichtigen, dass das Gegenüber ebenso auch anderssexuell sein könnte – im Bewusstsein, dass dies nicht immer äusserlich erkennbar ist. Dies vermittelt Betroffenen Akzeptanz und kann bereits ein Suizidrisiko verringern. Plöderl (2009) unterstützt dies und nennt ausdrückliche Wertschätzung gegenüber homosexuellen Klientinnen und Klienten und spezifisches Hintergrundwissen zu Themen wie Coming-out, Identitätsmanagement und internalisierter Homophobie als Schlüssel für die Zusammenarbeit. Eine reflektierte Auseinandersetzung mit der persönlichen Einstellung zur Homosexualität und mit Geschlechterrollenvorstellungen ist ebenso wichtig (vgl. S. 35).

In diesem Kapitel werden bestehende Aktionen, Organisationen und Angebote beleuchtet, sowie weitere Handlungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit aufgezeigt. Zudem sollen Hinweise zu Eigenschaften gegeben werden, welche resiliente Jugendliche auszeichnen, die trotz schwieriger Bedingungen keine Suizidalität aufweisen. „Derartige Schutzfaktoren sind nicht angeboren und stellen auch keine feststehenden Persönlichkeitseigenschaften dar,

sondern werden in der Auseinandersetzung mit mehr oder weniger günstigen Umweltbedingungen erworben“ (Rotthaus, 2017, S. 53). Die Existenz von Schutzfaktoren, Widerstandskraft und die Fähigkeit, „erfolgreich mit belastenden Situationen umzugehen“ (Bründel, 2004, S. 143) wird als Resilienz bezeichnet. Resilienz ist als Systemgeschehen zu verstehen und ergibt sich durch Interaktionsmuster, zum Beispiel in der Familie (vgl. Rotthaus, 2017, S. 54).

## 6.1. EBENE INDIVIDUUM

### 6.1.1. STIGMA-MANAGEMENT

Diskreditierte Personen entwickeln unterschiedliche Strategien, um mit Stigmatisierung umzugehen und ihre Situation zu bewältigen. Das Ziel dieses sogenannten Stigma-Managements ist es, die beschädigte Identität zu reparieren (vgl. Nüesch, 2002, S. 32). Sind Jugendliche nicht geoutet, haben sie die Möglichkeit, das Stigma zu verbergen, also die Information über ihre sexuelle Orientierung so zu steuern, dass sie nicht diskreditiert werden. Vorausgesetzt wird dabei, dass ihre Andersartigkeit nicht sofort zu erkennen ist. Goffman spricht dann von „Techniken der Informationskontrolle“ (Nüesch, 2002, S. 32). Stigma-Management kann somit „sowohl als Bewältigung der Vergangenheit als auch als Vorbeugung vor möglichen Stigmatisierungen gesehen werden“ (Nüesch, 2002, S. 89). Soziale Arbeit kann Jugendliche im Sinne der Hilfe zur Selbsthilfe dabei unterstützen, ihre Stigmas zu bewältigen oder „mit drohender Stigmatisierung umzugehen, damit es nicht zu einer Übernahme einer ‚beschädigten‘ Identität kommt“ (Nüesch, 2002, S. 103).

### 6.1.2. EINZELBERATUNG UND EMPOWERMENT

Jugendliche sind grundsätzlich offen und wollen über ihre Sorgen sprechen, wie eine Umfrage des BAG (2018) zeigt. Lediglich drei Prozent der Befragten gaben an, dass ihnen niemand bei der Lösung ihrer Probleme behilflich sein kann (vgl. S. 4). Homosexuelle Jugendliche fühlen sich jedoch, wenn sie ihre Diskreditierbarkeit im Verlaufe des Identitätsbildungsprozesses erkennen, häufig auf sich alleine gestellt. „Er bleibt auch deswegen allein, weil es vielen Eltern und Erwachsenen an Sensibilität wie an Gesprächsfähigkeit und -bereitschaft fehlt“ (Schäfers, 2001, S. 94). Soziale Arbeit kann dieses Vakuum füllen und Gesprächspartner zur Verfügung stellen, die respektvoll und akzeptierend zuhören. Dabei gilt es insbesondere, den Entscheid des Jugendlichen zum Suizid ernst zu nehmen und zu respektieren (vgl. Rotthaus, 2017, S. 12), ohne den Jugendlichen für entsprechende Gedanken oder Handlungen zu verurteilen, was wiederum eine Stigmatisierung zur Folge haben könnte. Im positiven Sinne soll auch der „unterstellte Wunsch nach Leben“ (Rotthaus, 2017, S. 12) die Beratung von Jugendlichen in krisenhaften Situationen prägen. Rotthaus (2017) beschreibt als wesentlich, dass Professionelle im Umgang mit suizidalen Jugendlichen selbst radikal entschieden für das

Leben sind, also selber keinen Grund sehen, sich umzubringen (vgl. S. 60). Diese Grundhaltung setzt eine vertiefte Auseinandersetzung mit der eigenen Einstellung zum Tod und dem Sinn des Lebens voraus.

Möglicherweise sind Klientinnen und Klienten der Sozialen Arbeit nicht als homosexuell geoutet. Wenn der Verdacht besteht, dass eine latente Homosexualität Ursache für Depressionen oder Suizidalität sein könnte, sollten die Professionellen das Thema vorsichtig ansprechen, meint Plöderl (2009): „Es sollte (...) nicht gänzlich den HBS-Klienten überlassen werden, vor allem nicht in Krisenzeiten, Therapeuten von der üblichen Annahme zu korrigieren, man sei heterosexuell“ (S. 35). Da spezifische Beratungsstellen für lesbische und schwule Jugendliche vorwiegend in grösseren Städten zu finden sind (vgl. Kolanowski, 2009, S. 119), sind Sozialarbeitende in ländlichen Regionen besonders gefordert, dieses Vakuum im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu füllen. Da suizidale Jugendliche „über ein geringeres Selbstbewusstsein und eine negativere Sicht auf die eigene Person verfügen“ (Rotthaus, 2017, S. 39), soll die Soziale Arbeit darauf zielen, das Selbstwertgefühl der betroffenen Jugendlichen zu steigern. So sieht es auch der Aktionsplan zur Suizidreduktion des BAG (2016) vor. Er nennt an erster Stelle das Ziel, persönliche und soziale Ressourcen der Betroffenen zu stärken (vgl. S. 5). Weiter können Sozialarbeitende Jugendliche darin unterstützen, individuelle Problemlösungsstrategien zu entwickeln, die sie in einer allfälligen Krise einsetzen können.

### 6.1.3. SPRACHE UND WORTWAHL

In Anbetracht dessen, dass die Bezeichnung „Selbstmord“, welche ursprünglich als Übersetzung des lateinischen Wortes „suicidium“ entstanden war, eine stigmatisierende oder aufgrund des Terminus „-mord“ sogar eine kriminalisierende Auffassungsweise haben kann, soll darauf verzichtet werden (vgl. Rotthaus, 2017, S. 14). Eine gemeinsame Online-Kampagne von SBB (2018) und der Stelle für Prävention und Gesundheitsförderung des Kantons Zürich empfiehlt für die Berichterstattung über Suizid ebenfalls dieser veralteten Bezeichnung zu entsagen. Weiter wird vom Begriff „Freitod“ abgesehen, da dieser einen freien Willen suggeriert. Es wird auch empfohlen, von „vollendetem Suizid“ statt „erfolgreichem Suizidversuch“ zu sprechen. Nicht nur Medienschaffende, sondern auch Sozialarbeitende sollten sich einer überlegt gewählten Sprache bedienen, um keine Stigmatisierungsprozesse zu fördern.

### 6.1.4. COMING-OUT

Personen, die sich ihrer Orientierung nicht sicher sind oder diese hinterfragen, weisen höhere Suizidalität auf, schreibt Plöderl (vgl. 2009, S. 30). Er hält weiter fest: „Was Suizidversuche anbelangt, so finden diese sehr häufig vor dem Comingout (Mitteilen der sexuellen

Orientierung) gegenüber den Angehörigen statt“ (2009, S. 31). Die Häusermann (2014) vorliegenden empirischen Daten widersprechen dieser Aussage. Gemäss ihm weisen Jugendliche während der Phase des Coming-outs das höchste Suizidrisiko auf (vgl. S. 9). Beide Forscher bestätigen jedoch, dass das Coming-out ein Zeitabschnitt ist, der – je nach zur Verfügung stehender Ressourcen der Jugendlichen – professioneller Begleitung bedarf. Langer (2009) unterstützt dies: Er schreibt der sozialen Unterstützung homosexueller Jugendlicher in diesem Prozess eine hohe Bedeutung zu (vgl. S. 142). Ein Coming-out darf niemals erzwungen werden und wird im Idealfall mit einer nahestehenden, vertrauenswürdigen Person vorbereitet.

Ein äusseres Coming-out kann Sicherheit geben, für die eigene Identitätsbildung hilfreich sein und dabei unterstützen, sich gegen Diskriminierung zu wehren. Insbesondere aus einer kämpferischen Perspektive gilt die Anerkennung der eigenen Orientierung als Schlüssel zur selbstbewussten, individuellen Gestaltung des eigenen Lebens (vgl. Cetin und Voss, 2016, S. 77). Dies bestätigt Langer (2009), indem er schreibt, dass der Schritt des Coming-outs zentral ist für die Konstruktion einer sexuellen Identität (vgl. S. 141). So befreit der Schritt von Angst und Lügen – insbesondere gegenüber den eigenen Eltern (vgl. Bründel, 2004, S. 83). Anerkennung zu erhalten sei das Kernziel der Identitätsarbeit, schreibt Langer (2009) weiter (vgl. S. 142). Dies kann durch das Coming-out erreicht werden. Das äussere Coming-out ermöglicht es zudem erst, sich einer Community anzuschliessen und in einen Austausch mit Menschen in ähnlichen Situationen zu treten. Mit der Weiterentwicklung der Gesellschaft hat das äussere Coming-out etwas an Bedeutung verloren. „Es hat nur noch bedingt die die jeweilige Person selbst aufrüttelnde und empowernde Wirkung, wenn die Eltern auf das Bekenntnis hin nur mit den Achseln zucken und sagen ‚Es ist, wie es ist‘, und in der Gesellschaft zumindest nicht mehr in der Schärfe wie früher gegen Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung gestritten werden muss“ (Cetin und Voss, 2016, S. 78). Von den Peers wird die Offenlegung der sexuellen Orientierung heute oft als Vertrauensbeweis gewertet (vgl. Götsch, 2016, S. 131). Dennoch sei die persönliche Überwindung, die für den Schritt auch in der heutigen Zeit notwendig ist, nicht ausser Acht gelassen. Das Coming-out ist gleichwohl auch als fragiler Lebenszeitpunkt zu sehen – dem äusseren Coming-out vorausgesetzt ist nämlich ein inneres Eingeständnis der eigenen Homosexualität, also eine Veränderung des Selbstbildes. So ist „die Gewissheit, lesbisch, schwul oder bisexuell zu sein, Voraussetzung dafür, auch in der Öffentlichkeit dementsprechend aufzutreten“ (Rauchfleisch et al., 2002, S. 38). Diese Phase erfolgt oft längere Zeit vor dem äusseren Coming-out und ist „auch mit Isolationsgefühlen verbunden und besonders kritisch, was Suizidalität anbelangt“ (Plöderl, 2009, S. 32). Watzlawik und Weil (2009) schreiben von Selbstzweifeln und Verwirrung, die Jugendliche in der Phase des inneren Coming-outs begleiten (vgl. S. 80). So

können damit, gemäss Cetin und Voss (2016), „negative Erlebnisse im Elternhaus und zum Beispiel in der Schule verbunden sein. Schon aus dieser Sicht gilt es weiterhin, individuell ein Coming-out abzuwägen“ (S. 78). Dem äusseren Coming-out geht eine Angst voraus, abgelehnt zu werden (vgl. Watzlawik, Weil, 2009, S. 80). Gemäss Reck kann ein Coming-out auch als Austritt aus der Mehrheitsgesellschaft gesehen werden, der später dann einen Eintritt in die lesbische oder schwule Subkultur nach sich zieht (Rech, 2007, S. 166, zit. in Cetin und Voss, 2016, S. 80).

Mehrheitlich findet das innere Coming-out, also das Eingeständnis der Homosexualität gegenüber sich selbst, während der Schulzeit statt (vgl. Plödlerl, 2009, S. 32). Ob zu dieser Zeit der durch Entwicklungsprozesse ohnehin bereits erhöhten Vulnerabilität auch ein äusseres Coming-out, also die Kommunikation der Homosexualität im sozialen Umfeld, stattfinden soll, ist ein individueller Entscheid. Bei der Bestimmung des exakten Zeitpunktes, der Auswahl des Gegenübers und der passenden Situation, gibt es kein Richtig oder Falsch. In einer Umfrage gibt die Mehrheit der Befragten an, sich für das Coming-out entschieden zu haben, um einem Fremdouting zu entgehen oder zu verhindern, beim Lügen erwischt zu werden. Ein kleinerer Anteil agierte aus positivem Antrieb, also aus dem Gefühl von genug Rückhalt oder aus dem Wunsch sich zu äussern oder für Akzeptanz zu kämpfen. Als weiterer Beweggrund für das Coming-out wird auch die Angst vor Isolation genannt. Gemäss der Umfrage haben fast zwei Drittel der Jugendlichen nur positive Erfahrungen mit dem Coming-out gemacht. Weniger als fünf Prozent bereuen es, den Schritt gemacht zu haben (vgl. Watzlawik, Weil, 2009, S. 87-88). Gemäss Kolanowski (2009) schieben viele Jugendliche den Ausdruck ihrer sexuellen Orientierung auf, bis „andere existenzsichernde Bereiche, wie materielle Grundsicherung und alternative soziale Netzwerke, in Ansätzen funktionieren“ (S. 112). Solange Jugendliche von Eltern abhängig sind, deren negative Reaktion auf ein Coming-out sie fürchten, bleiben sie also oft „im Schrank“. Gleiches gilt, wenn ihr freundschaftliches Umfeld aus der Heteronorm entsprechenden Peers besteht, welche vermeintlich mit einer Abkehr reagieren könnten. Ein Coming-out ist grundsätzlich kein einmaliger Prozess, sondern muss meist mehrmals und immer wieder in verschiedenen Situationen und gegenüber anderen Personen vollzogen werden. Rauchfleisch et al. (2002) sprechen von einem lebenslangen Prozess (S. 38).

## 6.2. EBENE UMFELD UND GRUPPIERUNGEN

Bei der Unterstützung von Jugendlichen mit Suizidgedanken muss das Beziehungsfeld mitberücksichtigt werden, da die Beziehungspartner die Lebensumstände mitverursachen, die Personen zu Suizidgedanken führen (vgl. Rotthaus, 2017, S. 11).

### 6.2.1. UNTERSTÜTZUNG DER ELTERN

Eine Analyse von Abschiedsbriefen zeigt, dass bei nahezu allen Suizidhandlungen der Wunsch besteht, mit nahen Angehörigen zu kommunizieren (vgl. Rotthaus, 2017, S. 22). „Soziale Unterstützung kann den schädigenden Effekt von homophoben Erlebnissen und Erwartungen puffern. Gerade die erlebte Unterstützung durch die Eltern dürfte suizidpräventiv wirken“ (Plöderl, 2009, S. 32). Denn Jugendliche, die elterliche Unterstützung und familiären Zusammenhalt erleben, sind seltener suizidal (vgl. Rotthaus, 2017, S. 39). Jugendliche, die mit Sorgen und Problemen zu kämpfen haben, suchen gemäss BAG (2018) Hilfe im Familienkreis (vgl. S. 4). Den Eltern kommt offensichtlich eine immense Verantwortung zu.

Die Erkenntnis, dass das eigene Kind nicht heterosexuell ist, kann auch bei Eltern Sorgen auslösen. Dabei mischt sich die Angst, dass das Kind von Ausgrenzung betroffen sein könnte, mit dem Bedauern, selbst keine Grosseltern zu werden (vgl. Kobs, 2009, S. 167). Sind Jugendliche in ihrem Umfeld bereits geoutet, können Professionelle nach Absprache mit den Betroffenen versuchen, im Sinne einer systemischen Beratung den Erziehenden ihre Einflussmöglichkeit auf das Wohlergehen der eigenen Kinder und die Bedeutung der Familie als Schutzfaktor bewusst zu machen. Soziale Arbeit sollte im Interesse der Suizidprävention darauf hinarbeiten, das Verhältnis zwischen Jugendlichen und ihren Eltern zu stärken, auf ein emotional warmes Familienklima hinzuarbeiten und damit elterliche Sorge als Schutzfaktor zu aktivieren. Rauchfleisch et al. (2002) weisen darauf hin, dass es wichtig ist, Eltern von Schuldgefühlen zu entlasten und zu erklären, dass Homosexualität nicht mit Erziehung erklärbar ist (vgl. S. 163). Es gilt ihnen aufzuzeigen, dass die Reaktion des nahen Umfeldes auf das Coming-out, ob also eine Pathologisierung oder eine Normalisierung des gleichgeschlechtlichen Begehrens stattfindet, für die Entwicklung von Jugendlichen wegweisend ist (vgl. Langer, 2009, S. 142). Falls Eltern kritisch eingestellt oder überfordert sind, Fragen haben oder Erfahrungsaustausch wünschen, kann eine Vernetzung mit anderen Eltern sinnvoll sein. In der Schweiz bietet die national tätige Elternorganisation „fels“ (Freundinnen, Freunde und Eltern von Lesben und Schwulen) Beratungsgespräche, Vernetzungsveranstaltungen und Infomaterial an. Die Organisation sieht Eltern und Angehörige auch als Multiplikatoren, die eine positive Einstellung gegenüber Homosexualität in ihr Umfeld tragen können (vgl. fels, o. J.). Der Einfluss der Eltern muss auch umgekehrt bewusst sein. Plöderl (2009) schreibt: „Die Wahrscheinlichkeit, einen Suizidversuch gemacht zu haben, war (..) bei HBS-Jugendlichen höher, deren Eltern abwertend auf das geschlechtsrollenabweichende Verhalten reagierten“ (S. 34). Die eigene Familie kann für homosexuelle Jugendliche also sowohl eine entlastende Schlüsselrolle einnehmen (Schutzfaktor), jedoch bei ungünstiger Lage auch Stress verursachen (Risiko). Da negative Reaktionen der Eltern auf die Homosexualität des Kindes somit mit einer erhöhten

Suizidversuchswahrscheinlichkeit in Verbindung stehen und umgekehrt „die Beziehung zu den Eltern (..) der stärkste und konsistenteste Schutzfaktor gegen Suizidverhalten“ (Rotthaus, 2017, S. 54) ist, wird die Beratung von Eltern zentral. Der Einbezug der Eltern sollte nach dem Grundsatz der Klientenzentrierung nur mit ausdrücklichem Einverständnis der Betroffenen erfolgen. Ist die Mitwirkung der Eltern aus unterschiedlichen Gründen nicht möglich oder von ihnen keine Unterstützung zu erwarten, sollte Jugendlichen geraten werden, Beziehungen zu unterstützenden Familienmitgliedern zu priorisieren. In der Beratung kann Soziale Arbeit auf Schlüsselprozesse (Entwicklung eines Zusammengehörigkeitsgefühls, Erleben gegenseitigen Respekts, offene Kommunikation) hinweisen, die besonders fördernd für die Resilienz sind (vgl. Rotthaus, 2017, S. 55). Bedeutsam ist dabei die Grundhaltung, dass Professionelle suizidale Jugendliche nicht als Opfer sehen und sie dadurch mit einer künstlichen Hilflosigkeit ausstatten würden. Weiter dürfen die Angehörigen keinesfalls als Täter verurteilt werden, weil sie nicht vermochten, passende Lebensbedingungen für die Jugendlichen zu gestalten (vgl. Rotthaus, 2017, S. 63). Dies würde destruktiv für die Beziehungsentwicklung einwirken.

### 6.2.2. BEKANNTMACHUNG VON COMMUNITIES

Insbesondere Jugendliche aus religiösen Familien sind in der Phase des Coming-outs vulnerabel. Während bei anderen krisenhaften Situationen Religiosität als Schutzfaktor in Erscheinung tritt, ist sie für Homosexuelle ein zusätzlich belastender Faktor. Dies ist gemäss Plöderl (2009) nicht verwunderlich, „da die meisten Religionen eine ablehnende Einstellung gegenüber Homosexualität vertreten“ (S. 33). Besonders gefährdet sind diese Jugendlichen mit religiösem sozialen Umfeld von Prozessen der Internalisierung von Homophobie. Sie lernen von klein auf, dass Homosexualität eine Sünde ist. Betroffene Jugendliche müssen oftmals, um der Belastung zu entfliehen, ihr soziales Umfeld ersetzen. Personen, die bei Sozialarbeitenden Unterstützung suchen, können entsprechend an Communities vermittelt werden, in denen sie Anschluss und Akzeptanz finden. Allgemein lässt sich sagen, dass Kontakte zu anderen nicht heterosexuell orientierten Personen einer Behinderung der sexuellen Identitätsentwicklung entgegenwirken können (vgl. Kolanowski, 2009, S. 149).

„Suizidpräventive Maßnahmen für HBS-Menschen sollten unseres Erachtens dort ansetzen, wo das Gefühl der Zugehörigkeit und des Wertes von HBS-Menschen gestärkt wird“, meint Plöderl (2009, S. 35). Communities übernehmen Aufklärung, Unterstützung und Empowerment einzelner Mitglieder und lösen damit eine Stressreduktion aus (vgl. Langer, 2009, S. 190). Somit sollte Soziale Arbeit nach ihren Möglichkeiten Communities bei ihren Tätigkeiten unterstützen und Klientinnen oder Klienten an sie weitervermitteln, sprich Jugendlichen einen Zugang zu diesen Bezugsgruppen herstellen. Die Einbettung in ein soziales Netzwerk kann nämlich als protektiver Faktor bezeichnet werden, der einem Kommunikationsverlust und Einsamkeit entgegenwirkt (vgl. Bründel, 2004, S. 149).



Anderssexuelle Jugendgruppen leisten in der Schweiz seit einigen Jahren im Rahmen von ehrenamtlichem Engagement Bewegendes: „Wir schaffen Räume, in denen die Selbstfindung und Selbstbehauptung der Jugendlichen gestärkt wird“, sagt Max Kranich, Leiter der Geschäftsstelle der Milchjugend, einer Gruppierung für anderssexuelle Jugendliche, in einem Interview mit SRF (2018). „Will man den Geist der Milchjugend mit einem Satz auf den Punkt bringen, dann trifft es ihr Selbstbeschrieb am besten: ‚Wir haben es uns nicht ausgesucht. Wir hatten einfach Glück!‘“, berichtet SRF (2018). Diese Unbeschwertheit, Selbstsicherheit und gleichzeitig leicht kämpferische Provokation ist in der Schweiz neuartig für eine queere Jugendbewegung. Die Milchjugend versetzt sich nicht in eine Opferrolle, sondern lebt stolz ihre Eigenheiten. Damit kommt sie subtiler Homophobie, die sich hinter Bedauern und Toleranz versteckt, zuvor. Auf hoch professionellem Niveau und doch auf jugendliche Art und Weise (von Jugendlichen, für Jugendliche) verhindert die Milchjugend sogar Diskriminierung aufgrund intersektionalen Kriterien. Zum Beispiel gibt es Rückerstattungen der Fahrkarten für Jugendliche, die sich die Reise zu einem Treffen nicht leisten können. Die Verwendung einer geschlechterneutralen und gerechten Sprache ist in jeglichen Publikationen vorbildlich. Die Mitglieder übernehmen nach eigenen Wünschen und Ressourcen Verantwortung und Aufgaben innerhalb der Organisation. Dies kann gemäss Rotthaus (2017) auch als Schutzfaktor betrachtet werden, denn wenn Jugendliche das Gefühl haben, gebraucht zu werden und Selbstwirksamkeit erleben, sinkt das Suizidrisiko (vgl. S. 53). Ihre Arbeit gestaltet die Milchjugend sehr rücksichtsvoll, auch gegenüber Jugendlichen, die nicht geoutet sind. So wird die vierteljährlich erscheinende Vereinszeitschrift „Milchbüechli“ in intransparente Folie eingeschweisst in die Haushalte geliefert. Niederschwellige Kontaktaufnahme ist per Social Media, E-Mail oder WhatsApp möglich. Weiter bietet die Milchjugend Kultur- und Begegnungsräume für LGBT-Menschen an. Regelmässige Treffen finden in Luzern, Baden und Bern statt. Ableger der im Aargau entstandenen Bewegung gibt es in Graubünden („Whatever GR“), Basel („anyway“) und in Schaffhausen „ANDERSH“). An Schulen unterstützt die Organisation den Aufbau von Jugendgruppen für Anderssexuelle. Solche Schulgruppen sind gemäss dem Centre for Suicide Prevention (2012) ein Schutzfaktor und fördern die Solidarität untereinander (vgl. S. 7). Die Milchjugend leistet Aufklärungsarbeit und spricht durch ihre offenen Aktionen auch Jugendliche an, die sich neu in der anderssexuellen Welt zurechtzufinden versuchen. Dabei sieht sie sich mit dem Vorwurf konfrontiert, Jugendliche zur Homosexualität zu verleiten (vgl. SRF, 2018). Dies zeigt auf, dass besonders in religiös-konservativen Kreisen, wo solche Vorwürfe häufig ihren Ursprung haben, noch viel Klärungsaufwand nötig ist. Es ist nämlich wissenschaftlich widerlegt, dass Homosexualität durch Verführung entstünde (vgl. Brüdel, 2004, S. 80).

### 6.2.3. ROLE MODELS UND SICHTBARKEIT FÖRDERN

Laut Cetin und Voss (2016) wird „Sichtbarkeit (..) als wesentliches Element, von der Gesellschaft anerkannt zu werden, verstanden“ (S. 22). Eine nachvollziehbare Begründung liefert Kolanowski (2009): Die grössten Befürchtungen und Unbehagen zeigen Menschen, die selbst keine Homosexuellen kennen und noch keinen persönlichen Kontakt mit Betroffenen hatten (vgl. S. 109). Ein Ziel könnte es sein, möglichst vielen Menschen einen positiven Kontakt mit Homosexuellen zu ermöglichen. Es verwundert somit nicht, dass das Argument der Sichtbarkeit auch als Begründung vieler öffentlicher Veranstaltungen der LGBT-Bewegung (z.B. Christopher Street Day, Kiss-inn, etc.) aufgeführt wird.

Ulrike Kolanowski (2009) schreibt, dass bei der Entwicklung der sexuellen Identität das Lernen von Vorbildern eine wichtige Rolle spielt. Zudem ist relevant, wie Personen aus dem Umfeld verschiedene sexuelle Orientierungen bewerten. Sie stellt auch direkte Bezüge zwischen einem Mangel an Vorbildern und fehlender alternativer Reaktionsformen zu Suizid her (vgl. S. 108-112). Gemäss Rauchfleisch et al. (2002) können positiv erlebte Vorbilder der Internalisierung von Homophobie entgegenwirken (vgl. S. 67). Es kann des Weiteren ein resilienzfördernder Faktor sein, dass Jugendliche mit Menschen aufwachsen, die sie als soziales Vorbild sehen (vgl. Rotthaus, 2017, S. 53). Homosexuellen Menschen fehlen oft diese so wichtigen Leitfiguren und Modelle, an denen sie sich orientieren können. Die eigenen Eltern kommen dafür selten in Frage, sind sie doch meist heterosexuell (vgl. Rauchfleisch et al, 2002, S. 67). Soziale Arbeit kann Jugendliche in der Beratung dabei unterstützen, in ihrem verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Umfeld nach Modellen und Mentoren zu suchen.

Prädestiniert, ihre Homosexualität an die Öffentlichkeit zu tragen, sind aufgrund des grossen Bekanntheitsgrades und ihrer Reichweite Personen des öffentlichen Lebens, wie etwa Politikerinnen und Politiker. Beispielsweise wurde in Berlin der Spruch von Bürgermeisterkandidat Klaus Wowereit „Ich bin schwul – und das ist auch gut so!“ zum erfolgsbringenden Wahlslogan, der andere ermutigte, sichtbarer zu sein (vgl. Cetin und Voss, 2016, S. 108). Exponenten wie Wowereit leben eine Geschlechterrolle vor, die Homosexualität integriert und welche sich Jugendliche in ihrer Entwicklung als Vorbild nehmen können. Einflussreiche Rollenvorbilder gibt es auch in der Schweiz. In der Arena (vgl. SRF, 2018) werden Moderatorin Dominique Rinderknecht und Model Tamy Glauser als berühmtestes homosexuelles Paar der Schweiz vorgestellt. Sie leben ihre Liebe ohne Zurückhaltung und wagen es auch, sich in der Öffentlichkeit zu küssen. Weiter übernehmen die beiden erfolgreichen Frauen auch immer wieder öffentlich Stellung zu die LBGT-Community betreffenden gesellschaftlichen und rechtlichen Missständen. Der TV- und Radio-Moderator Sven Epiney machte lange Zeit kein grosses Aufsehen um seine Homosexualität. Seine Liebe

hielt er als Privatsache zurück. Blick (2009) wertete eine (nicht repräsentative) Online-Umfrage eines Schwulenmagazins aus und stellte fest, dass eine Mehrheit der befragten Schwulen den Star nicht sonderlich mag. Der Chefredaktor des Magazins kommentierte: „Damit er ein Idol wäre, müsste er ganz anders, lockerer zu seinem Schwulsein stehen“. Lieber spielte Epiney die Karte des idealen Schwiegersohns aus, was für die Einschaltquoten durchaus förderlich sein konnte. Grundsätzlich war Epiney deswegen nichts vorzuwerfen. Er erklärte seine Sexualität zur Nebensache und stellte das Showbusiness ins Zentrum. Jedoch verpasst er bedauerlicherweise die Chance, seinen Einfluss zu nutzen, um ein Vorbild für andere Homosexuelle zu sein. Im neusten Interview mit der Schweizer Illustrierten (2018) schlägt der Fernsehmoderator zusammen mit seinem Partner Michael Graber neue Töne an. Auf die Frage, wie er sich für die Rechte von Homosexuellen einsetze, macht Epiney klar: „Die Tatsache, dass wir in der Öffentlichkeit stehen und zeigen, wie wir leben, ist ein klares Statement“. Zudem gibt er eine politische Stellungnahme ab: „Wir hoffen, dass die Ehe für alle bald auch hier Tatsache wird. Wir sind Menschen wie alle anderen auch und bekämen dann die gleichen Rechte. C'est tout!“ Graber fügt an: „Wir reden viel persönlich mit Menschen und erklären, wieso gleiche Rechte wichtig sind. Wir nehmen niemandem etwas weg, keiner verliert etwas, wenn wir auch heiraten dürfen“. Graber ist es auch, der das veröffentlichte Interview in den sozialen Medien im grossen Stil verbreitet. Das Paar hat damit eine deutliche öffentliche Erklärung und ein Bekenntnis zur Homosexualität abgegeben. Epiney entwickelt sich zur positiven Identifikationsfigur für homosexuelle Menschen in der Schweiz.

Unter Jugendlichen ist Sport oft ein grosses Thema. Insbesondere in diesem Bereich ist Homosexualität allerdings ein heikles, oft tabuisiertes Thema. Gerade im Fussball ist Homophobie allgegenwärtig, sowohl unter den Spielern, als auch von Seiten der Vereine und Funktionäre. Umso bemerkenswerter ist das Coming-out von Lara Dickenmann. Die erfolgreichste Schweizer Fussballerin und Captain des Schweizer Nationalteams hat sich im Alter von 32 Jahren öffentlich geoutet. Vorher hat sie ihre Homosexualität lange nicht akzeptiert und obwohl sie seit zwei Jahren in einer Beziehung mit einer Frau ist, hat sie den Schritt an die Öffentlichkeit erst spät gewagt. Mit dem Coming-out erhofft sie sich, anderen Menschen helfen zu können (vgl. Nau.ch, 2018). Auch unter den männlichen Fussballprofis muss es – statistisch gesehen – Homosexuelle geben. Sie könnten ebenfalls zu positiven Vorbildern von Jugendlichen werden, indem sie öffentlich zeigen, dass Homosexualität normal ist. Männer, die professionell turnen, lösen im Gegensatz zu Fussballern eher Gerüchte über ihre sexuelle Orientierung aus. Der 28-jährige Aargauer Kunstturner Lucas Fischer outete sich kürzlich als schwul. Im Interview mit Blick (2018) sagt er, dass er vor dem Coming-out traurig und mit dunklen Gefühlen gelebt habe. Als er die gleichgeschlechtlichen Empfindungen erstmals zuließ, hat sich „ein endlos schönes, für mich bis anhin verborgenes Universum“

eröffnet, sagt er. Rückblickend ist sich Lucas Fischer bewusst, dass er homoerotische Gefühle nicht zulassen konnte, weil Homosexualität im Spitzensport nach wie vor ein grosses Tabuthema ist. Zum Abschluss des Interviews wendet sich Fischer mit einer Botschaft an jugendliche Lesende: „Den vielen, die wissen, wie sie fühlen, sich aber nicht trauen, es laut auszusprechen oder auszuleben, möchte ich mit auf den Weg geben: Lasst euch von niemandem sagen, was oder wie ihr sein sollt. Lebt und liebt, wen immer ihr lieben wollt“ (Blick, 2018). Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, veröffentlichte Fischer den in kürzester Zeit produzierten Song „So wie du bist“, in dem er Jugendlichen weiter Mut macht. Kritiker warfen ihm vor, das Coming-out für persönliche Publicity auszunutzen. Ein von Fischer auf Social Media veröffentlichtes Feedback von einem Follower bestätigt jedoch, dass seine Absicht bereits Früchte trägt. Der betreffende Fan fühlte sich durch Fischers Auftritt ermutigt und outete sich selber bei seinen Eltern.

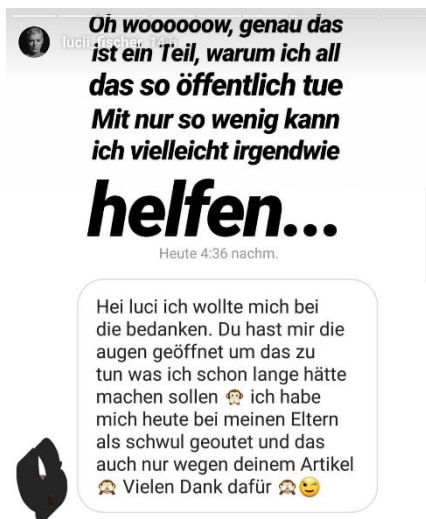


Abbildung 5: Nachricht eines Followers an Lucas Fischer, veröffentlicht in dessen Instagram Story. (Screenshot vom 1. Oktober 2018: @lucii\_fischer)

Angenommen, Professionelle der Sozialen Arbeit sind für einige Klientinnen und Klienten auch eine Art Vorbilder, ist in diesem spezifischen Fall eine Besonderheit zu beachten. Die sexuelle Orientierung von Professionellen der sozialen Arbeit hat nämlich einen Einfluss auf die Arbeit mit Klientinnen und Klienten, wie Rauchfleisch et al. (2002) festhalten. Im Falle von offen homosexuellen Professionellen ist eine idealisierende Übertragung möglich, bei der die Klientel Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen mit sich selbst feststellen kann. Jedoch fällt in dieser Konstellation weg, was nur heterosexuelle Sozialarbeitende erreichen können: Den Klientinnen und Klienten eine korrigierende Erfahrung ermöglichen, was Toleranz und Akzeptanz aus dem heterosexuellen Umfeld angeht (vgl. S. 135).

#### 6.2.4. DIE ROLLE VON MEDIEN, SOCIAL MEDIA, YOUTUBE UND MUSIK

Homosexualität ist in den Medien heute ein präsentenes Thema und wird mehrheitlich akzeptiert dargestellt, meinen Cetin und Voss (2016): „In der aktuellen liberalen Gesellschaft und ihren Medien wird (...) durchaus ein breites und wohlwollendes Bild von Lesben und Schwulen gezeichnet“ (S. 79). Jedoch ist dieses Bild – gerade im Unterhaltungsbereich – geprägt durch Abweichung. Homosexualität wird oft als etwas Besonderes dargestellt, was „von einer implizit als ‚normal‘ gesetzten Heterosexualität abweicht“ (Pinseler, 2007, S. 219). Götsch (2016) erklärt diese mediale Repräsentation von Geschlechterdifferenz und von Hetero- und Homosexualität als Reproduktionsfaktor von Heteronormativität. Gefragt sind positive Stereotypen, welche in den Massenmedien transportiert werden und somit zur Sichtbarkeit beitragen. Dies kann unsicheren Jugendlichen helfen, sich weniger isoliert zu fühlen (vgl. S. 132). Schäfers (2001) beschreibt die Jugend als Lebensphase der Verunsicherung, in welcher der Kontakt zu Peers besonders wichtig ist. Unter Gleichaltrigen fühlen Jugendliche sich in ihrem Anderssein angenommen. Deshalb nutzen Jugendliche insbesondere die sozialen Medien intensiv, wobei es nicht nur um den Medieninhalt, also den Informationswert, sondern um das Erlebnis der Verbundenheit mit der Gruppe geht (vgl. S. 158). „Im Kontext der sexuellen Entwicklungsaufgabe und der (sexuellen) Identitätsfindung stellt das Internet für Jugendliche eine beliebte und alternative Möglichkeit gegenüber konventionellen Informationsquellen (...) dar“ (Kolanowski, 2009, S. 119). Für viele homosexuelle Jugendliche bietet das Internet zudem die Möglichkeit, erste Kontakte mit anderen Betroffenen aufzunehmen. Insbesondere vermag die Anonymität des Internets die grosse Hemmschwelle zur ersten Thematisierung der sexuellen Orientierung abzuflachen. Die breite Verfügbarkeit von Internetzugang in der Schweiz macht soziale Medien zu einer niederschweligen Quelle für Beratung, sowohl unter Peers als auch von professioneller Seite. „Gerade auch das Internet kann hier völlig neue Präventionsmöglichkeiten eröffnen, weil über soziale Netzwerke wesentlich mehr HBS-Personen erreicht werden können als über andere Wege“ (Plöderl, 2009, S. 35). Organisationen der Sozialen Arbeit sollten sich dessen vermehrt bewusst sein und ergänzend zu persönlichen Beratungsgesprächen auch auf Onlineberatung setzen. Diese sollte möglichst jugendangepasst sein. Pro Juventute ist beispielsweise auf Instagram vertreten und seit kurzem auch über einen eigenen Snapchat-Kanal erreichbar. Die Organisation übergibt die Pflege des Kanals zwischenzeitlich an besonders dafür ausgebildete Jugendliche, sodass eine noch einfachere Kontaktaufnahme auf Augenhöhe möglich ist. Die eingesetzten Jugendlichen haben selbst Erfahrungen mit Krisensituationen und können daraus berichten. Sind sie mit einer Fragestellung aus dem Followerkreis überfordert, steht ihnen professionelle Unterstützung zur Seite. Diese Professionellen sind des Weiteren auch über eine Notrufnummer (Tel. 147) oder ein Formular auf der Website ([www.147.ch](http://www.147.ch)) erreichbar. Um die Bekanntmachung dieser Notfallnummer geht es bei der Aktion wohl

nebenher auch, denn eine Umfrage des BAG (2018) zeigt, dass nur 25 Prozent der jungen Leute in der Schweiz Kenntnis des Sorgentelefon 147 haben (vgl. S. 5).



Abbildung 6: Instagram Auftritt von Pro Juventute (Screenshot: [https://www.instagram.com/projuventute\\_schweiz](https://www.instagram.com/projuventute_schweiz))

Ein Aushängeschild der virtuellen Homosexuellenwelt ist Troye Sivan. Als Teenager produzierte er einfache Videos für Youtube, in denen er von seinem Leben erzählte. Einer seiner Filme beinhaltet sein Coming-out. Es wurde innerhalb von fünf Jahren über acht Millionen Mal angesehen. Troye Sivan hat es unterdessen geschafft, vom Youtube Creator zum Popstar zu werden. Heute produziert er Musik mit autobiografischem Inhalt, die entsprechenden Musikvideos haben teilweise über 100 Millionen Aufrufe. Auf der Bühne zelebriert er sein Schwulsein. Bei einem Konzert in Zürich stand Sivan auf der Bühne und sagte: „Ich bin das komplette Gegenteil von hetero. Ich bin sehr sehr schwul“ (vgl. Vock, 2016). Dafür erntete der Sänger Jubel. Der Popstar ist also beliebt – gerade weil er homosexuell ist. Diesbezüglich herrscht zur Freude der homosexuellen Community ein neuer Zeitgeist vor. Literat Blum (2018) schrieb dazu in seinem Essay: „Früher gingen Musikproduzenten davon aus, dass ein Outing eines Popstars, die Karriere ruinieren würde: Welches Mädchen schwärmt schon für einen schwulen Popstar? Heute feiern selbst die heterosexuellsten Produzenten nicht nur Troye Sivan.“

### 6.3. EBENE STAAT UND GESELLSCHAFT

Am Grad der Achtung der Menschenrechte von Schwulen und Lesben wird heute die Modernisierung und der Fortschrittlichkeit einer Nation gemessen (vgl. Herrera Vivar, Rostock, Schirmer, Wagels, 2016, S. 8). Als im zweiten Weltkrieg unter den Nationalsozialisten zehntausende Schwule in Konzentrationslagern vernichtet wurden, entwickelte sich Zürich zur europäischen Schwulenmetropole (vgl. Pink Cross, o. J.). Die Schweiz könnte in Sachen Gleichberechtigung und Schutz von homosexuellen Menschen und auch heute eine Vorreiterrolle übernehmen. Dies könnte helfen, Suizidversuche von homosexuellen

Jugendlichen zu verhindern. Das BAG (2016) hat sich eine Verringerung der Suizide allgemein im Rahmen eines Aktionsplans zum Ziel gesetzt. Dieser sieht vor, „die Anzahl Suizidote pro 100 000 Einwohnerinnen und Einwohner bis 2030 um rund 25 % zu reduzieren. Dadurch liessen sich jährlich rund 300 Suizidote verhindern“ (S. 4). Im Bereich der Suizide von homosexuellen Menschen kann die Reduktion der Todesfälle auf Ebene des Staates durch politische Bemühungen in der Gleichstellung erreicht werden.

Zu den politischen Aufgaben der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession gehört es ebenfalls, dafür zu sorgen, dass sich die rechtliche Anerkennung von Schwulen und Lesben verbessert. Zudem muss sich Soziale Arbeit für Information und Aufklärung einsetzen. Denn gesellschaftliche Bedingungen beeinflussen unter anderem, welche Informationen Jugendlichen zum Thema Sexualität zur Verfügung stehen (vgl. Kolanowski, 2009, S. 108). Die Experten des Institutes für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich (2013) meinen, dass der Staat die „Arbeit schweizerischer schwul/lesbischer Organisationen zum Thema Gesundheit besser zu unterstützen“ habe (S. 2). Auch auf diesen Prozess kann soziale Arbeit auf politischer Ebene Druck ausüben, indem sie politische Entscheidungsträger mit Fachwissen und Erfahrungsberichten versorgt.

### **6.3.1. ANERKENNUNG DER URSACHEN VON SUIZIDALITÄT HOMOSEXUELLER JUGENDLICHER ALS SOZIALES PROBLEM**

Soziale Probleme sind die Grundlage für verschiedene Disziplinen, so auch für Soziale Arbeit (vgl. Grohall, 2013, S. 157). Sie zeichnen sich – in Abgrenzung zu individuellen Problemen – dadurch aus, dass sie eine grössere Gruppe von Menschen betreffen. Es sind gesellschaftliche Zustände, die Leiden und Störungen verursachen. Rauchfleisch et al. (2002) schreiben, dass es sich bei Homosexualität nicht um „ein biologisches noch ein medizinisches, noch ein psychisches noch sonst irgendein im geschlechtlich empfindenden Individuum liegendes Problem“ (S. 53) handelt. Homosexualität an sich kann ohnehin nicht als Problem definiert werden, jedoch die gesellschaftlichen Folgen, welche die sexuelle Orientierung für Individuen mit sich bringt. Es ist also die Gesellschaft, die ein Problem mit diesem Empfinden oder Verhalten hat, nicht das so fühlende Individuum. Es existiert somit ein Tatbestand als Problemkern für die Suizidalität der Betroffenen: die gesellschaftliche Diskriminierung von Homosexuellen. Die Suizidalität von Jugendlichen ist sowohl veränderungswürdig wie auch veränderbar, was eine weitere Voraussetzung für die Definition sozialer Probleme ist. Mit Anerkennung dieser Tatsache können die Auslöser für suizidale Handlungen von homosexuellen Jugendlichen theoretisch als soziales Problem angesehen und damit Gegenstand der sozialen Arbeit werden. Soziale Arbeit alleine hat nicht die Deutungshoheit über soziale Problemlagen. Am Konstruktionsprozess für ein soziales Problem sind weitere

Interessensvertreter (Betroffene, Advokaten, Problemnutzer, soziale Bewegungen, Medien und der Staat) beteiligt. Als Expertin hat die Soziale Arbeit aber durchaus einen Einfluss und kann darauf hinwirken, dass die herrschenden Missstände als soziales Problem in der Gesellschaft anerkannt werden. „Soziale Arbeit ist als Disziplin und Profession an diesem gesellschaftlichen Konstruktionsprozess beteiligt, indem sie als ‚Expert\_in im Kontext sozialer Probleme‘ den Gegenstand, dem sie sich professionell widmet, zugleich erst als solchen mit herstellt und mit definiert“ (Schütte-Bäumner, 2010, S. 78). Die allgemeine Anerkennung der Suizidursachen bei homosexuellen Jugendlichen als soziale Problemlage wäre eine politische Massnahme zur Prävention, denn damit wäre die Grundlage beziehungsweise der Auftrag geschaffen, gezielte Interventionen durchzuführen. Schütte-Bäumner (2010) hält fest: „Zur Umsetzung und Durchführung jener ‚Grundsätze des Sozialen‘ ist der Sozialstaat beauftragt, umfassend, professionell und ökonomisch nachhaltig Unterstützung zu leisten“ (S. 78). Einige Aufträge können an die Soziale Arbeit delegiert werden.

### 6.3.2. BEITRÄGE ZUR GLEICHSTELLUNG DE-JURE

Wer in der Schweiz homosexuelle Personen als Gruppe in allgemeiner Art aufgrund ihrer sexuellen Orientierung beleidigt, muss für eine öffentliche Diskreditierung keine Konsequenzen fürchten. Der Dachverband für schwule und bisexuelle Männer in der Schweiz hält die Situation wie folgt fest: „Die aktuelle Rechtslage bietet keine Möglichkeit, gegen pauschalisierte, allgemeine [sic!] herabwürdigende Äusserungen vorzugehen. Solange keine individualisierbaren Personen genannt werden, welche eine Ehrverletzung gemäss Art. 173 ff. StGB bzw. Art. 28 ZGB geltend machen können, bleiben entsprechende Aussagen ohne rechtliche Konsequenzen. Es besteht eine Lücke im Bereich des rechtlichen Schutzes vor Diskriminierungen aufgrund der sexuellen Identität. Um diese zu schliessen, ist ein Vorgehen auf gesetzgeberischer Ebene erforderlich“ (Pink Cross, o. J.). Aktuell verhandelt die Legislative der Schweiz über eine Anpassung der Anti-Rassismus-Strafnorm im Bundesgesetz. Die Schweizerische Depeschagentur [SDA] (2018) fasst die Verhandlungen vom 25. September 2018 im Nationalrat wie folgt zusammen: „Neben Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung soll auch Diskriminierung wegen Geschlechtsidentität unter Strafe gestellt werden. Die grosse Kammer hiess mit 118 zu 60 Stimmen bei 5 Enthaltungen einen Gesetzesentwurf gut, zu dem Mathias Reynard (SP/VS) 2013 mit einer parlamentarischen Initiative Anstoss gegeben hatte. Er schlug vor, den Artikel im Strafgesetzbuch, der die Rassendiskriminierung unter Strafe stellt, um Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung zu ergänzen. Damit sollen homo- und bisexuelle Personen vor Diskriminierung geschützt werden. Die Rechtskommission beschloss, zusätzlich die Geschlechtsidentität in die Bestimmung aufzunehmen. Der Rat folgte ihr. Nun ist der Ständerat am Zug“. Neu soll also nicht nur Diskriminierung einzelner Personen, sondern auch die Hassrede gegen



Homosexuelle als Gruppe rechtlich effizient verfolgt werden können. Eine solche Gesetzesanpassung stellt einen Meilenstein im Schutz für Homosexuelle in der Schweiz dar. Auch die ständerätliche Rechtskommission empfiehlt die Annahme der parlamentarischen Initiative. Ein nächster politischer Schritt wäre die polizeiliche Erfassung von homophober Gewalt.

Im erweiterten Sinne der Suizidprävention müsste sich eine politische Soziale Arbeit auch für die Ehe für alle einsetzen. So könnte ein weiterer Aspekt eliminiert werden, der gleichgeschlechtliche Paare von heterosexuellen unterscheidet. Andreas Lehner, Geschäftsführer der Aids-Hilfe Schweiz, ist im Interview mit swissinfo.ch (2017) überzeugt, dass eine Aufhebung solcher Unterschiede wie Ehe und eingetragene Partnerschaft zu einer Verkleinerung der Angriffsfläche für Homophobie führt. Wenn in einem Land die Ehe für alle eingeführt wurde, sind die Suizidraten homosexuellen Männer zurückgegangen. Zur gleichen Erkenntnis kommen auch die Politikwissenschaftler Tarik Abou-Chadi und Ryan Finnigan (2018) in einer Forschungsarbeit zu den Rechten sowie der gesellschaftlichen Einstellung gegenüber gleichgeschlechtlichen Paaren. Sie meinen, dass die geltende Gesetzgebung in einem Land einen signifikanten Einfluss auf die Akzeptanz von Schwulen und Lesben in der Gesellschaft hat. Die Öffnung der Ehe würde sich positiv auf die Einstellung gegenüber Homosexuellen auswirken (vgl. S. 1).

### 6.3.3. MELDESTELLE FÜR HOMOPHOBE GEWALT

Aktuell wird Gewalt gegen homosexuelle Personen nicht polizeilich erfasst. Seit 2016 existiert jedoch eine durch Organisationen der Zivilgesellschaft initiierte Meldestelle, welche Hassrede und Diskriminierung partiell erfasst. „Wurdest du Opfer von homo- oder transphober Gewalt (beschimpft, angespuckt, angerempelt, angegriffen, verletzt, usw.)“ wird auf der Website der LGBT+ Helpline (o. J.) gefragt. Betroffene können sich in einem solchen Fall – nach allfälliger medizinischer Versorgung und Meldung an die Polizei – per Telefon, E-Mail, über ein Online-Formular oder bei einem persönlichen Treffen mit einer Beratungsperson bei der Helpline melden. Sie erhalten einerseits Beratung von freiwillig engagierten Communitymitgliedern und können bei Bedarf an eine Fachperson vermittelt werden. Junge Menschen werden gegebenenfalls an das Beratungsangebot „du bist du“ der Zürcher Aids-Hilfe weitervermittelt. Dort stehen Beratungspersonen zur Verfügung, die selbst der LGBT+ Community angehören und zu unterschiedlichen Themen wie sexueller Orientierung oder Geschlechtsidentität aus eigener Erfahrung schöpfen können. Eine besondere Rubrik „Notfall“ gibt Hinweise für Personen, die sich in Krisen befinden oder Suizidgedanken haben (vgl. du-bist-du, o.J.). Andererseits werden bei einer Meldung an die LGBT+ Helpline die Vorfälle statistisch erfasst. Dadurch kann eine Grundlage geschaffen werden, für einen künftig besseren Schutz von

LGBT+ Personen politischen Druck auszuüben (vgl. LGBT+ Helpline, o. J.). Einmal jährlich stellt die Meldestelle alle registrierten Vorfälle in einem Bericht der Öffentlichkeit und den Behörden zur Verfügung. Die bereits erhobenen Zahlen hatten mit Sicherheit Einfluss auf den vorhergehend erwähnten parlamentarischen Entscheid zur Anpassung des Diskriminierungsschutzes. Sozialarbeitende können Opfer von Hasskriminalität auf die Meldestelle aufmerksam machen und ihnen den Nutzen einer Meldung erklären.

#### **6.3.4. VISION EINES SICHEREN ORTES: REGENBOGENHAUS ZÜRICH**

Als Oase gegen den Minoritätenstress soll Zürich unter privater Initiative, bestehend aus einer Verbindung zahlreicher Vereinigungen, ein „Regenbogenhaus“ entstehen. In diesem Zentrum sollen sich Schwule, Lesben, Bisexuelle und Transmenschen treffen können. Für sie soll Raum für Veranstaltungen, Beratungen und ungezwungenen Austausch geschaffen werden. Das Angebot soll nicht dazu führen, dass sich die Community vom Rest der Gesellschaft abschottet, sondern Individuen einen Ort bieten, an dem sie sich ohne den gewohnten Stress des Sich-erklären-Müssens mit ihresgleichen treffen können (vgl. NZZ, 2018). Gemäss dem Konzept des Regenbogenhauses (2018) wurde der Standort Zürich aufgrund seiner überregionalen Zentrumsbedeutung gewählt. Das Haus soll nach Idee der Initianten nicht nur als identitätsstiftender Treffpunkt der Community offen stehen, sondern auch sichtbar sein und eine Schnittstelle in die Öffentlichkeit schaffen sowie Aufklärungsarbeit leisten. Die Zusammenlegung von verschiedenen Angeboten unter ein Dach soll zu einem besseren Zugang und zu erweiterten Öffnungszeiten führen (vgl. S. 1-4).

#### **6.3.5. LEHRERBILDUNG UND AUFKLÄRUNG IN SCHULEN**

Der Beitrag der schulischen Sexualpädagogik zur Gestaltung von Lebensentwürfen Jugendlicher ist wesentlich (vgl. Langer, 2016, S. 137). So nennt auch das Centre for Suicide Prevention (2012) die Unterstützung in der Schule als eines der wichtigsten Attribute für Resilienzsteigerung und Schutz (vgl. S. 5). In Umfragen unter Jugendlichen wird die Schule als wichtigste Quelle der Sexualaufklärung genannt, jedoch liegt der thematische Schwerpunkt auf biologischen Vorgängen. Themen wie Homosexualität hingegen werden sehr viel seltener behandelt (vgl. S. 249-250). Eine ausgewogene Thematisierung in der Schule hilft unsicheren Jugendlichen und fördert die gegenseitige Toleranz unter den Lernenden. Die Darstellung der menschlichen sexuellen Vielfalt muss Bestandteil der Lehrpläne sein, insbesondere angesichts der Zurückhaltung der Eltern, über diese Themen zu sprechen (vgl. Häusermann, 2014, S. 11). Die Schule und ihre Exponenten haben aber einen weiterreichenden Einfluss als das reine Unterrichten. Renate-Berenike Schmidt (2014) bezeichnet die Schule gar als zentralen Ort der sexuellen Sozialisation, als zentralen sozialen und emotionalen Erfahrungsraum. Ihr wird neben der Rolle bei der Wissensvermittlung in Bezug auf Sexualität

eine Verantwortung als Ort der ersten erotischen Beziehungen und des Ausbildens sexueller Identitäten zuteil. Schäfers (2001) pflichtet betreffend Bedeutung der Schule bei: „Für die Mehrzahl der Jugendlichen (...) ist die Schule neben der Familie bestimmender Eckpfeiler ihrer individuellen und sozialen Existenz. (...) Für die individuelle Entwicklung ist Schule eine zentrale Institution“ (S. 114). Es geht also auch um das Entdecken und Erleben der eigenen Sexualität und ersten zwischenmenschlichen Kontakten. Wenn die Herkunftsfamilie keine angemessene Unterstützung in der Phase der Identitätsbildung bietet, ist das Bildungsumfeld als zweite Sozialisationsinstanz besonders gefragt. Dabei muss darauf geachtet werden, möglichst wenig Heteronormativität zu reproduzieren. Wie gelingt dies konkret?

Die Forschenden des Institutes für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich (2013) fordern, dass sexuelle Vielfalt vermehrt in der Schule thematisiert wird. „Dabei sind homo- und bisexuelle Beziehungen als gleichwertige Lebensformen wie heterosexuelle Beziehungen darzustellen“ (S. 2). Es sollen also nicht Differenzen betont werden, sondern lediglich die Breite des Spektrums von Sexualität aufgezeigt werden. Häusermann (2014) bestätigt, dass es, um die Situation zu verbessern, notwendig ist, die verschiedenen sexuellen Orientierungen und Geschlechtsidentitäten vorzustellen und dabei Homosexualität als einen genauso wertvollen Lebensstil wie Heterosexualität zu deklarieren (vgl. S. 11). „Haltung, Reflexion und Methoden (...) müssten es Schüler\_innen ermöglichen und sie dazu befähigen, die existierenden gesellschaftlichen Kategorien selbst zu hinterfragen und Uneindeutigkeiten zuzulassen“ (Langer, 2016, S. 137).

Voraussetzung für einen förderlichen Unterricht ist die fachliche Kompetenz der Lehrperson. Wer sich diesen hohen Anforderungen nicht aussetzen möchte, kann sich durch Vertreterinnen und Vertreter von Fachstellen unterstützen lassen. Pierre Schommer, Mitglied von Pink Cross und Organisator von Veranstaltungen über die sexuelle Orientierung an Schulen schlägt in einem Interview mit swissinfo.ch (2009) folgende Umsetzung an Schulen vor: „Die Idee ist, dass das Thema regelmässig auf allen Stufen entsprechend dem Alter der Schüler behandelt wird. Im Kindergarten könnte es zum Beispiel anhand einer Geschichte zur Sprache kommen, wo der Prinz zwei Väter hat. In anderen Fällen über einen sozialen, historischen oder kulturellen Kontext – indem man beispielsweise eine bekannte homosexuelle Persönlichkeit in den Vordergrund rücke, wie Klaus Wowereit, den Bürgermeister von Berlin, meint Schommer.“ Wesentlich ist, dass die durchführende Person bedenkt, dass im Raum die ganze Bandbreite von sexueller Vielfalt vertreten sein kann. Es wäre also grobfahrlässig, von „die Homosexuellen“ und „wir anderen“ zu sprechen – auf eine neutrale Formulierung muss zwingend geachtet werden.

Zentral scheint, dass Schulen nicht nur sexuelle Normen vermitteln und Kondome verteilen, sondern auf die Fragen und Sorgen von Jugendlichen in der Pubertät eingehen. Schmidt (2014) bezieht sich auf eine Studie, die erörtert hat, dass die Schule einer der Orte ist, an dem lesbische und schwule Jugendliche diskriminiert werden und dass sie dort nur selten Unterstützung finden (vgl. S. 259). Entsprechend wichtig ist eine flächendeckende Verfügbarkeit von Schulsozialarbeitenden, die auf LGBT-Themen sensibilisiert sind. Gemäss dem Centre for Suicide Prevention (2012) schreiten Verantwortliche an Schulen zu selten ein, wenn homophobe Kommentare geäussert werden, obwohl dies beinahe alle Betroffenen erleben müssen (vgl. S. 7). Lehrpersonen, die Zeugen von Hassreden, Diskriminierungen oder Witzen über homosexuelle Personen werden, sollten diese verteidigen und im Sinne der Offenlegung von Homophobie deutlich machen, dass bereits verbale Übergriffe nicht geduldet werden. Hilfreich für das Personal und erwiesenermassen wirksam sind dabei Verhaltensrichtlinien für Mitarbeitende der Schule, welche von der Leitungsebene vorgegeben werden (vgl. Centre for Suicide Prevention, 2012, S. 7). Solche klare Regelungen und Haltungspapiere von institutioneller Gültigkeit erleichtern es homosexuellen Schülerinnen und Schülern auch, diskriminierende Erlebnisse zu melden. Von den Schulen wird aus Fachkreisen also in Bezug auf die Verhinderung von Hassrede aufgrund sexueller Orientierung eine viel aktivere Rolle gefordert. Mitarbeitende auf allen Ebenen sollen Verantwortung dafür übernehmen, die Schule sicherer zu machen. Eine Sensibilisierung der Lehrkräfte könnte durch Schulsozialarbeitende, allenfalls unter Einbezug von Fachstellen, vorgenommen werden. „Langfristig entstandene und verfestigte Vorurteilsstrukturen werden sich kaum durch eine einmalige Thematisierung auflösen können. Und doch zeigt es Folgen, wenn die Heranwachsenden nachhaltig motiviert werden, sich mit ihren eigenen Ressentiments (und auch mit ihren Ängsten) auseinanderzusetzen, sie andere Beurteilungen kennen lernen und bestimmte Umgangsformen als sozial unerwünscht erfahren. (...) Sexualerziehung verlangt von den Lehrenden in sehr hohem Maße ethisches Reflexionsvermögen und die Fähigkeit, von eigenen Wertentscheidungen und Praxen zu abstrahieren. Und hier ist sicherlich, heute wie auch in Zukunft, die Lehreraus- und -fortbildung gefragt.“ (Schmidt, 2014, S. 261). Das Ziel ist, dass sich homosexuelle Jugendliche an ihrer Schule angeschlossen und sicher fühlen.

#### **6.4. NOTWENDIGKEIT VON MASSNAHMEN VS. STEREOTYPISIERUNG**

2018 sollte Homosexualität kein Grund für Suizid sein. Die Gesellschaft ist in der Verantwortung, zu handeln. Es sind Massnahmen auf allen Ebenen gefordert. Im Rahmen dieser Bemühungen sollte eines bedacht werden: Homosexualität birgt ein höheres Risiko für Suizidalität, jedoch sind nicht alle homosexuellen Menschen davon betroffen. „Es darf aber nicht vergessen werden, dass die Mehrzahl an HBS-Personen diese Herausforderung gut

bewältigt (...). Dieser Umstand ist wichtig, um keine Stereotypisierung und vor allem Pathologisierung von HBS-Menschen zu suggerieren“ (Plöderl, 2009, S. 34).

## 7. SCHLUSSWORT

---

### 7.1. PERSÖNLICHES ZUM THEMA

#### 7.1.1. DIFFERIERENDE VORSTELLUNGEN VOM IDEALEN LEBENSENTWURF

Im Themenfeld der Homosexualität treffen zahlreiche Interessen und Entwicklungen aufeinander. Gemeinsam haben sie, dass sie Gerechtigkeit fordern. Nicht alle Vertreter der LGBT-Community wünschen sich jedoch ein Leben nach heteronormativem Vorbild, welches sich nur in der Tatsache unterscheidet, dass die gelebte Beziehung gleichgeschlechtlicher Natur ist. So interpretiert Laufenberg (2016) auch die ‚Homo-Ehe‘ als ambivalente Form der Normalisierung von Homosexualität (vgl. S. 64). Einige Betroffene wünschen sich ein Ausbrechen aus sämtlichen gesellschaftlichen Normvorstellungen und ein Leben nach freierer Gestaltung. Aktivismus im Bereich von LGBT ist ein Dilemma zwischen dem Kampf für gleiche Rechte, was oft einhergeht mit der Übernahme von heteronormativen Lebensvorstellungen und der Gestaltung eigener, neuer Lebensformen. Dies ist insofern herausfordernd, da letztere oftmals auf noch mehr Unverständnis und Widerstand in der heteronormierten Gesellschaft stossen.

#### 7.1.2. UNVERMEIDBARKEIT DES POLITISCHEN

Donat Blum (2018) meint, dass er als homosexueller Mensch automatisch politisch ist: „Ich bin ein politischer Mensch – ein wenig, weil ich es gewählt habe, ein wenig aus Lust an der Sache, an der Rhetorik, dem Perspektivenwechsel, dem Altruismus und dem Kampf für eine sozialere Welt. Aber vor allem, weil ich so geboren wurde, nicht direkt politisch, aber schwul oder queer.“ Auch meiner Meinung nach ist der Kampf um die Anerkennung von anderssexuellen Lebensformen als gegebene, nicht gewählte Tatsache und gelebte Normalität immer auch eine politische Angelegenheit. Unter Anbetracht der in Kapitel 4.2 beschriebenen Tendenzen gehört die Integration von Homosexuellen auf die Agenda linker, menschenfreundlicher Politik. Dies drückt auch das gewählte Titelbild dieser Arbeit symbolisch aus: Anderssexuelle Jugendliche demonstrieren Schulter an Schulter mit linken Jungpolitikern und Jungpolitikerinnen für ihre Rechte. Homosexuelle müssen sich nicht alle zwingend in der linken Politik engagieren. Es steht jedem Menschen frei, sich am politischen Prozess zu beteiligen – oder eben nicht. Sie machen sich jedoch etwas vor, wenn sie denken, rechte Parteien und Exponenten würden sich wahrhaftig für ihre Interessen einsetzen. Konservative Menschen erachten Homosexualität als heilbare Krankheit oder als selbst gewählte Vorliebe, die jederzeit abgelegt werden könnte (vgl. Kolanowski, 2009, S. 109). Homosexuelle, die rechts politisieren oder die entsprechende Politik unterstützen, fördern diese Meinungsbilder und schaden sich damit selbst. Bei der Politisierung der Sozialen Arbeit sehe ich jenes Demokratieverständnis als Grundlage, welches Robert Menasse in der Republik (2018) definiert: „Und was heute

auffällt, ist, dass diese Geschichte wieder in ein Wellental kommt, weil eine grundlegende Lehre aus unseren historischen Erfahrungen vergessen oder ignoriert oder demagogisch und populistisch uminterpretiert wird, nämlich: dass sich Demokratie nicht darin erweist, dass die Mehrheit entscheidet, sondern sie erweist sich im Grad des Schutzes der Minderheit und des Kompromisses mit der Minderheit.“ Soziale Arbeit hat als Menschenrechtsprofession automatisch einen Auftrag zum Schutz von Minderheiten.

### 7.1.3. ERWEITERUNG DES EINFLUSSBEREICHS

Im Idealfall führen die Anstrengungen der LGBT-Bewegung nicht nur dazu, dass Jugendliche ein unbeschwertes Dasein leben und sich – auch in ihrer sexuellen Orientierung – frei entfalten können. Sie könnten zudem erreichen, dass zukünftige Generationen gegenüber Anderssein generell offener, toleranter und akzeptierender sind. Dies kommt nicht nur homosexuellen Jugendlichen zu Gute, sondern allen Individuen, die in einem Aspekt ihres Wesens vom Wohlbekanntem abweichen. In einer zunehmend globalisierten, vernetzten Welt scheint mir dies unerlässlich. Ein Einsatz für die LGBT-Bewegung wirkt sich stabilisierend auf die weltweite Gemeinschaft aus und unterstützt auch andere Minderheiten.

### 7.1.4. ZUKUNFTSBlick

In ihrem Artikel “Reshaping Time: Recommendations for Suicide Prevention in LGBT Populations“ kritisiert Clare Mullaney (2016) das Projekt „It Gets Better“. Unter diesem Label haben sich in den USA viele prominente, queere Unterstützer zusammengetan und erzählen ihre erfolgreiche Lebensgeschichte, um aufzuzeigen, dass alles besser wird mit der Zeit. Mullaney stützt sich auf Fakten und kommt zum ernüchternden Schluss, dass die Suizide von homosexuellen Jugendlichen nicht rückläufig sind. Sie sagt: Es wird nicht besser (vgl. S. 463-664). Die Begründung von Mullaney ist so zu verstehen, dass eben einfache Handlungsanleitungen für den vermeintlich erfolgreichen Umgang mit Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung nicht ausreichen. Ein Umdenken, eine Haltungsänderung in der Gesellschaft ist nötig, um Stigmatisierung zu reduzieren und in der Folge die Suizidzahlen zu senken. Das folgende Zitat der deutschen Wissenschaftsjournalistin Susanne Billig (2013) lässt die Hoffnung aufkommen, dass sich die strengen Klassifizierungen im Bereich der sexuellen Orientierung wieder auflösen werden. „Was Menschen tun und wer sie sind, im Bett und anderswo, kann auf so viele Weisen gedacht und interpretiert werden, wie es Kulturen auf der Erde gibt. Homo, hetero, bi – diese und andere starre Zuschreibungen werden eines Tages ebenso von kulturellen Wandlungsprozessen verschlungen werden, wie sie daraus hervor gegangen sind“ (zit. in Cetin und Voss, 2016, S. 43).

## 7.2. ZUM ARBEITSPROZESS

### 7.2.1. LITERATUR

Es hat sich einmal mehr gezeigt, dass eine ausführliche Literaturrecherche vor Beginn der Schreibarbeit unerlässlich ist. Aus dem grossen Fundus an zur Verfügung stehender Literatur habe ich vorerst breit ausgewählt, musste später aber erkennen, dass einige Bücher keine brauchbaren Aussagen für diese Arbeit liefern konnten. Andererseits bin ich im Laufe des Schreibprozesses auf weitere Quellen gestossen, die sich sehr gut verwerten liessen. Somit ist auch eine gewisse Spontaneität nötig, um flexibel auf neue Inputs – insbesondere auf aktuelle Medienberichterstattungen zu rechtlichen Vorstössen – eingehen zu können. Ein zu Beginn des Prozesses zu starr definierter Plan für eine solche Arbeit würde meines Erachtens die Entstehung von neuen Folgerungen und Erkenntnissen behindern.

### 7.2.1. SCHWIERIGKEIT DER EMPIRIE

Bei Homosexualität handelt es sich nicht um einen Zustand, der objektiv messbar untersucht werden kann. Deshalb verlassen sich sämtliche Studien auf selbstgemachte Angaben der Zielgruppe, welche – und das ist aus der Perspektive der Betroffenen auch gut so – nicht überprüft werden kann. Aufgrund dieses Defizits an exakter Messbarkeit existieren unterschiedlichste Daten über den Anteil homosexueller Menschen in der Bevölkerung. Aufgrund der Annahme, dass einige der jeweils befragten Personen sich in einer Studie nicht veritabel zu ihrer sexuellen Orientierung äussern, ist davon auszugehen, dass eine Dunkelziffer existiert, beziehungsweise die Anzahl homosexueller Menschen effektiv höher ist, als die in Umfragen erhobenen Werte aussagen. Diese Einschätzung teilt auch Plöderl (2009): „Generell können alle (..) Studienergebnisse kritisch hinterfragt werden, weil es sich um Selbstberichte handelt“ (S. 30). Auch bezüglich der Verbindung von Suizidalität und Homosexualität fehlen insbesondere im deutschsprachigen Raum noch aussagekräftige, methodisch hochwertige Studien. Plöderl (2009) meint jedoch: „Die bestehenden Untersuchungen lassen vermuten, dass die Problematik hierzulande ebenso vorhanden ist wie in englischsprachigen westlichen Ländern, aus denen die meisten Studien stammen“ (S. 31).

### 7.2.2. THEMATISCHE ABGRENZUNG

Die vielfältige Literatur und mein persönliches Interesse am Themenbereich forderten mich während des Arbeitsprozesses immer wieder heraus. Es wäre unter anderem interessant gewesen, die Situation von mehrdimensional Diskriminierten, beispielsweise eines homosexuellen Jugendlichen mit Migrationshintergrund, eines lesbischen Pflegekindes oder einer Transfrau im Rollstuhl, zu beleuchten. Mit einer Mehrfachstigmatisierung sind diese Menschen einem besonderen Suizidalitätsrisiko ausgesetzt (vgl. Centre for Suicide Prevention, 2012, S. 4). Ein wesentlicher und sehr tiefgreifender, jedoch in dieser Arbeit nur



kurz angeschnittener Aspekt ist auch der Einfluss der Religiosität auf die gesellschaftliche Einstellung gegenüber Homosexuellen. Diese ist gemäss Abou-Chadi und Finnigan (2018) bei besonders religiösen Individuen negativer als beim durchschnittlichen Bürger (vgl. S. 3). Möglicherweise gründet diese Einstellung in Aussagen religiöser Oberhäupter. Sektenexperte Hugo Stamm (2018) rügt in einem Kommentar den Papst für seine fatale Aussage, die Psychiatrie könne, wenn sich Homosexualität schon in der Kindheit zeige, viel erreichen. Mit solchen Aussagen einflussreicher Glaubensvertreter wird Homosexualität wieder als Krankheit eingestuft und der Weg für weitere Diskriminierung geebnet.

Ganz am Anfang steht auch die Frage nach den „Ursachen“ der Homosexualität. Wie kommt es, dass Menschen sich – meist entgegen ihres selbst empfundenen Wunsches – abseits von der heterosexuellen Norm orientieren? In der bearbeiteten Fachliteratur stiess ich auf das ganze Spektrum, von biologischen, kulturellen bis zu sozialisationstheoretischen Begründungen. Da es in dieser Arbeit – und mir persönlich im Allgemeinen – fern liegt, Homosexualität zu verhindern, sind die Gründe für deren Entstehung, ob nun genetisch oder sozial, auch nicht relevant. Vielmehr ist es mein Anliegen die Gegenwartsgesellschaft zu einem sicheren, behaglichen Ort für homosexuelle Jugendliche zu machen. Diese Gesellschaft akzeptiert die Jugendlichen und inkludiert alle Aspekte ihrer Identität, ohne nach Gründen für ihre Existenz zu fragen.

Von Relevanz wäre weiter die Ambivalenz der Community. Diese wird innerhalb der vorliegenden Arbeit als unterstützend und beheimatend beschrieben. Sie kann aber auch Druck ausüben, innerhalb der Szene diskriminierend und ausschliessend auf einzelne Mitglieder wirken oder Risikoverhalten wie Alkohol- und Drogenkonsum oder ungeschützten Geschlechtsverkehr fördern (vgl. Langer, 2009, S. 193-194).

Weiterblickend wäre gerade auch für die Profession der Sozialen Arbeit relevant, wie Suizidalität beim Klientel frühzeitig erkannt und angesprochen werden kann, wie Angehörige von suizidalen Personen unterstützt werden und wie der erschwerte Zugang zu tödlichen Mitteln Suizidhandlungen reduzieren können. Zu bemerken ist auch, dass auf die Möglichkeiten der Sozialen Arbeit im konkreten Falle einer Äusserung von Suizidgedanken (Stichwort Notfallplan) und weitere salutogenetische Aspekte eingegangen werden könnte. Dies alles hätte jedoch den Rahmen dieser Literaturarbeit überdehnt. So galt es, den Fokus auf die gewählte Fragestellung zu legen, keinen Schwerpunkt auf individuelle Krisenbewältigung zu setzen, sondern die gesellschaftliche Komponente im Zentrum zu halten, wenig abzuschweifen und die Kernanliegen immer wieder vor Augen zu führen.

## 8. LITERATURVERZEICHNIS

---

- Abou-Chadi, Tarik, Finnigan, Ryan. (2018). *Rights for Same-Sex Couples and Public Attitudes Toward Gays and Lesbians in Europe*. Zurich: University of Zurich.
- Blum, Donat. (2018). *Die Gesellschaft stellt Fragen, also antworte ich*. Gefunden am 14. September 2018 unter <https://www.resonanzboden.com/u/donat-blum-queere-literatur/>
- Bründel, Heidrun. (2004). *Jugendsuizidalität und Salutogenese*. Hilfe und Unterstützung für suizidgefährdete Jugendliche. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Centre for Suicide Prevention. (2012). *Gay & Suicidal. Sexual and Gender Minorities and Suicide. Resource Toolkit*. Alberta: Centre for Suicide Prevention.
- Cetin, Zülfukar, Voss, Heinz-Jürgen. (2016). *Schwule Sichtbarkeit – schwule Identität*. Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Flammer, August. (2009). *Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung*. (4., vollst. überarb. Aufl.). Bern: Verlag hans Huber, Hogrefe AG.
- Fritzsche, Daniel. (2018). *Das Zürcher Regenbogenhaus ist kein Luftschloss mehr*. *NZZ Neue Zürcher Zeitung*. Gefunden am 7. September 2018 unter <https://www.nzz.ch/zuerich/das-zuercher-regenbogenhaus-ist-kein-luftschloss-mehr-ld.1395338>
- Goffman, Erving. (1975). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Götsch, Monika. (2016). Ambivalenzen erzählter Heteronormativität. In Herrera Vivar, Maria Teresa, Rostock, Petra, Schirmer, Uta, Wagels, Karen (Hrsg.), *Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptuelle Zugänge*. (S. 119-136). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Grohall, Karl-Heinz. (2013). Soziologie abweichenden Verhaltens und Sozialer Kontrolle. In: Benno Biermann, Erika Bock-Rosenthal, Martin Doehle, Karl-Heinz Grohall & Dietrich Kühn. *Soziologie. Studienbuch für Soziale Berufe*. (S. 156-203). München: Reinhardt.

- Hartmann, Jutta, Klesse, Christian. (2007). Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht – eine Einführung. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche, Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität*. (S. 9-15). Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Häusermann, Michael. (2014). L'impact de l'hétérosexisme et de l'homophobie sur la santé et la qualité de vie des jeunes gays, lesbiennes et bisexuelles en suisse. In Philip D. Jaffé, Bernard Lévy, Zoe Moody und Jean Zermatten (Hrsg.), *Le droit de l'enfant et de l'adolescent à son orientation sexuelle et à son identité de genre* (S. 92 – 106). Sion: Institut universitaire Kurt Bösch.
- Herrera Vivar, Maria Teresa, Rostock, Petra, Schirmer, Uta, Wagels, Karen. (2016). Über Heteronormativität – eine Einleitung. In Herrera Vivar, Maria Teresa, Rostock, Petra, Schirmer, Uta, Wagels, Karen (Hrsg.), *Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptuelle Zugänge*. (S. 7-30). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Kastirke, Nicole, Kotthaus, Jochem. (2014). Jugendliche Sexualität und sexuelle Identität. In Jörg Hagedorn (Hrsg.), *Jugend, Schule und Identität. Selbstwerdung und Identitätskonstruktion im Kontext Schule*. (S. 265-280). Wiesbaden: Springer VS.
- Kinsey, Alfred. (1949). *Sexual behaviour in the human male*. Philadelphia: W. B. Saunders Company.
- Kobs, Julia. (2009). „Ich muss euch etwas sagen...!“ Das Coming-out gegenüber den Eltern. In Meike Watzlawik, Nora Heine (Hrsg.), *Sexuelle Orientierungen. Weg vom Denken in Schubladen*. (S. 165-205). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG
- Kolanowski, Ulrike. (2009). Wie Jugendliche ihre sexuelle Orientierung entdecken. In Meike Watzlawik, Nora Heine (Hrsg.), *Sexuelle Orientierungen. Weg vom Denken in Schubladen*. (S. 101-163). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG
- Kutscher, Florentine. (2018). *Warum die Nazis Schwule verfolgten, nicht aber Lesben*. Gefunden am 7. September 2018 unter <https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article175636038/Homosexualitaet-Warum-die-Nazis-Schwule-verfolgten-nicht-aber-Lesben.html>

- Langer, Antje. (2016). Zum Verhältnis von ‚Vielfalt‘ und Heteronormativität in sexualpädagogischen Praktiken. In Herrera Vivar, Maria Teresa, Rostock, Petra, Schirmer, Uta, Wagels, Karen (Hrsg.), *Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptuelle Zugänge*. (S. 137-154). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Langer, Phil C. (2009). *Beschädigte Identität. Dynamiken des sexuellen Risikoverhaltens schwuler und bisexueller Männer*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Laufenberg, Mike. (2016). Sexuelle Immunologik. Heteronormativität als biopolitischer Sicherheitsmechanismus. In Herrera Vivar, Maria Teresa, Rostock, Petra, Schirmer, Uta, Wagels, Karen (Hrsg.), *Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptuelle Zugänge*. (S. 51-69). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Menasse, Roberto. (2018). *Sagst du ich, bist du in der Minderheit*. Gefunden am 22. September 2018 unter <https://www.republik.ch/2018/09/22/sagst-du-ich-bist-du-in-der-minderheit>
- Mullaney, Clare. (2016). Reshaping Time: Recommendations for Suicide Prevention in LGBT Populations, *Journal of Homosexuality*, 63, S. 461-465.
- Nüesch, Manuela. (2002). *Stigmatisierungserleben und Stigma-Management*. Luzern: Edition SZH/SPC.
- Ogul, Onur. (2018). *Verheiratete Männer sind die heissesten! Wirklich?* Gefunden am 23. September 2018 unter <https://www.schweizer-illustrierte.ch/blogs/voll-schwul/was-soll-der-hype-um-verheiratete-maenner>
- Pinseler, Jan. (2007). Normalisierung und Ausschluss. Darstellungen nicht-heterosexuellen Verhaltens in Fahndungssendungen. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche, Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität*. (S. 219-235). Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Plöderl, Martin. (2009.) Homosexualität als Risikofaktor für Depression und Suizidalität bei Männern. *Blickpunkt der Mann*, 7, S. 28-37.

- Rauchfleisch, Udo, Frossard, Jacqueline, Waser, Gottfried, Wiesendanger, Kurt, Roth, Wolfgang. (2002). *Gleich und doch anders. Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Remafedi, Gary, French, Simone, Story, Mary, Resnick, Michael, Blum, Robert. (1998). The Relationship between Suicide Risk and Sexual Orientation: Results of a Population-Based Study. *American Journal of Public Health*, 88, S. 57-60.
- Rotthaus, Wilhelm. (2017). *Störungen systemisch behandeln. Suizidhandlungen von Kindern und Jugendlichen*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag GmbH.
- Schäfers, Bernhard. (2001). *Jugendsoziologie* (7. Auflage). Stuttgart: utb GmbH.
- Scherr, Sebastian. (2016). *Depression – Medien – Suizid. Zur empirischen Relevanz von Depressionen und Medien für die Suizidalität*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schmidt, Renate-Berenike. (2014). Schule als Ort sexueller Sozialisation. In Jörg Hagedorn (Hrsg.), *Jugend, Schule und Identität. Selbstwerdung und Identitätskonstruktion im Kontext Schule*. (S. 249-264). Wiesbaden: Springer VS.
- Schütte-Bäumner, Christian. (2010). Queer Professionals als Reflexionskategorie für die Soziale Arbeit. In Fabian Kessl, Melanie Plösser (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. (S. 77-95). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stamm, Hugo. (2018). *Der Papst will schwule Kinder therapieren*. Gefunden am 24. September 2018 unter <https://www.watson.ch/blogs/sektenblog/948448068-der-papst-will-schwule-kinder-therapieren-und-was-ist-mit-seinen-paedophilen-priestern->
- Steffens, Melanie, Geisler, Petra. (2009). *Folgen internalisierter Homonegativität*. Gefunden am 14.09.2018 unter <https://www.vlsp.de/wissenschaft/identitaet-coming-out/internalisierte-homonegativitaet>
- Vock, Florian. (2016). *„Ich bin das genaue Gegenteil von hetero!“*. Gefunden am 23. September 2018 unter <https://milchjugend.ch/blog/2016/5/4/ich-bin-das-genaue-gegenteil-von-hetero>

- Wagenknecht, Peter. (2007). Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche, Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität*. (S. 17-34). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Watzlawik, Meike, Kobs, Julia. (2009). Vorurteile auf dem Prüfstand. In Meike Watzlawik, Nora Heine (Hrsg.), *Sexuelle Orientierungen. Weg vom Denken in Schubladen*. (S. 17-36). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG
- Watzlawik, Meike, Weil, Simone. (2009). Coming-out – Was motiviert zu diesem Schritt?. In Meike Watzlawik, Nora Heine (Hrsg.), *Sexuelle Orientierungen. Weg vom Denken in Schubladen*. (S. 77-100). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG
- Zinn, Alexander. (2018). *"Aus dem Volkskörper entfernt"? Homosexuelle Männer im Nationalsozialismus*. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.

## 9. QUELLENVERZEICHNIS

---

- Blick.ch. (2009). *Sven ist zu wenig schwul*. Gefunden am 4. Oktober 2018 unter <https://www.blick.ch/people-tv/schweiz/kritik-an-schweizer-hits-moderator-epiney-sven-ist-zu-wenig-schwul-id35118.html>
- Blick.ch. (2018). „*Ich fliege auf Männer*“. Gefunden am 1. Oktober 2018 unter <https://www.blick.ch/people-tv/bis-vor-einem-jahr-liebte-lucas-fischer-frauen-ich-stehe-auf-maenner-id8917996.html>
- Bundesamt für Gesundheit [BAG]. (2016). *Suizidprävention in der Schweiz. Ausgangslage, Handlungsbedarf und Aktionsplan*. Bern: Bundesamt für Gesundheit.
- Bundesamt für Gesundheit [BAG]. (2018). *Umgang von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der Schweiz mit Sorgen und Problemen. Bekanntheit von Beratungs- und Hilfsangeboten, insbesondere von Pro Juventute. Erste Ergebnisse*. Bern: Bundesamt für Gesundheit.
- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2017). *Sterbefälle und Sterbeziffern wichtiger Todesursachen, nach Alter*. Gefunden am 14. August 2018 unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/tabellen.assetdetail.3742851.html>
- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2017). *Suizid nach Altersgruppen und Geschlecht*. Gefunden am 14. August 2018 unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/tabellen.assetdetail.3742877.html>
- du-bist-du. (o. J.). *Beratung und Notfall*. Gefunden am 04.10.2018 unter <https://du-bist-du.ch/beratung/>
- fels. (o. J.). *Ziele*. Gefunden am 18. September 2018 unter <http://www.fels-eltern.ch/ueberuns/ziele/>
- Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich. (2013). *Homosexualität und Suizid in der Schweiz: Zahlen die Handeln erfordern*. Gefunden am 4. August 2018 unter [http://www.dialogai.org/wp-content/uploads/2013/02/2013-02-21\\_CP\\_suicide-v4Deutsch.pdf](http://www.dialogai.org/wp-content/uploads/2013/02/2013-02-21_CP_suicide-v4Deutsch.pdf)

- LGBT+ Helpline. (o. J.). *Über uns*. Gefunden am 04.10.2018 unter <https://www.lgbt-helpline.ch/wir/>
- Nau.ch. (2018). *Lara Dickenmann spricht über ihre Homosexualität*. Gefunden am 26. September 2018 unter <https://www.nau.ch/sport/fussball/lara-dickenmann-spricht-uber-ihre-homosexualitat-65416122>
- Network Gay Leadership. (2016). *Ehe und eg. Partnerschaft: Die Unterschiede*. Gefunden am 23. September 2018 unter <https://www.network.ch/de/index.cfm/news/ausgabe-maerz-2016/ehe-und-eg-partnerschaft-die-unterschiede/>
- Pink Cross. (o. J.) *Hassrede*. Gefunden am 23. September 2018 unter <https://www.pinkcross.ch/dachverband/geschichte>
- Pink Cross. (o. J.) *Pink Cross in der Geschichte der schwulen und bi Männer\* in der Schweiz*. Gefunden am 23. September 2018 unter <https://www.pinkcross.ch/dachverband/geschichte>
- Pink Cross. (o. J.) *Schwules Blut unerwünscht*. Gefunden am 24. September 2018 unter <https://www.pinkcross.ch/politik/blutspenden>
- Queer.de. (2018). *14 Prozent der Millennials sind LGBT*. Gefunden am 7. September 2018 unter [https://www.queer.de/detail.php?article\\_id=31726](https://www.queer.de/detail.php?article_id=31726)
- RADIX. (o.J.). *Sexuelle Identität und Orientierung*. Gefunden am 18. August 2018 unter [https://www.feel-ok.ch/de\\_CH/jugendliche/themen/liebe\\_sexualitaet/themen/sex\\_orientierungen/schwule\\_und\\_lesben](https://www.feel-ok.ch/de_CH/jugendliche/themen/liebe_sexualitaet/themen/sex_orientierungen/schwule_und_lesben)
- Regenbogenhaus Zürich (2018) *Konzept Regenbogenhaus Zürich*. Gefunden am 4. Oktober 2018 unter [http://www.dasregenbogenhaus.ch/images/pdf/20180513\\_Kurzkonzept\\_Regenbogenhaus.docx.pdf](http://www.dasregenbogenhaus.ch/images/pdf/20180513_Kurzkonzept_Regenbogenhaus.docx.pdf)
- SBB AG. (2018). *Reden kann retten. Kampagne zur Suizidprävention*. Gefunden am 16. August 2018 unter <http://www.reden-kann-retten.ch/kampagne-suizidpraevention/fuer-medienschaffende/ueber-suizid-berichten/>



- Schweizer Illustrierte. (2018). *Zuhause bei Sven Epiney und seinem Michael*. Gefunden am 19. September 2018 unter <https://www.schweizer-illustrierte.ch/stars/schweiz/sven-epiney-zuhause-beim-srf-moderator-und-seinem-partner-michael-graber>
- Schweizer Radio und Fernsehen [SRF], Arena. (2018). *Sollen Homosexuelle ein Recht auf die Ehe haben?* (Videoaufnahme). Gefunden am 18. August 2018 unter <https://www.srf.ch/news/schweiz/arena-zur-ehe-fuer-alle-sollen-homosexuelle-ein-recht-auf-die-ehe-haben>
- Schweizer Radio und Fernsehen [SRF]. (2018). „*Wir hatten einfach Glück*“, sagt die *Milchjugend*. Gefunden am 7. September 2018 unter <https://m.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/jung-und-queer-in-der-schweiz-wir-hatten-einfach-glueck-sagt-die-milchjugend>
- Schweizer Radio und Fernsehen [SRF]. (2018). *Welt-Suizidpräventions-Tag*. Gefunden am 10. September 2018 unter <https://www.srf.ch/radio-srf-virus/aktuell/welt-suizidpraeventions-tag-wir-muessen-aufhoeren-zu-denken-gegen-suizid-kann-man-nichts-tun>
- Schweizerische Depeschenagentur [SDA] (2018). *Der Nationalrat in Kürze*. Gefunden am 4. Oktober 2018 unter [https://www.parlament.ch/de/services/news/Seiten/2018/20180925132405121194158159041\\_bsd126.aspx](https://www.parlament.ch/de/services/news/Seiten/2018/20180925132405121194158159041_bsd126.aspx)
- Swissinfo.ch. (2009). *Hohes Suizidrisiko bei jungen Homosexuellen*. Gefunden am 17. August 2018 unter <https://www.swissinfo.ch/ger/hohes-suizidrisiko-bei-jungen-homosexuellen/7398168>
- Swissinfo.ch. (2017). *"Man sagt auch 'verpartnert'"*. Gefunden am 23. August 2018 unter [https://www.swissinfo.ch/ger/gesellschaft/modernisierung-des-familienrechts\\_-man-sagt-auch--verpartnert--/43361022](https://www.swissinfo.ch/ger/gesellschaft/modernisierung-des-familienrechts_-man-sagt-auch--verpartnert--/43361022)
- Out.com. (2018). *Dua Lipa Brought to Tears As Police Drag LGBTQ Fans From Shanghai Concert*. Gefunden am 14. September 2018 unter <https://www.out.com/popnography/2018/9/13/dua-lipa-brought-tears-police-drag-lgbtq-fans-concert>

Watson.ch. (2018). *Dürfen Homosexuelle heiraten, verbessert sich ihr Image – zeigt eine Zürcher Studie.* Gefunden am 24. September 2018 unter <https://www.watson.ch/schweiz/gesellschaft%20&%20politik/528555129-zuercher-politologe-duerfen-homosexuelle-heiraten-steigt-ihre-gesellschaftliche-akzeptanz>

## 10. ABBILDUNGSVERZEICHNIS

---

Titelbild: Mitglieder des Vereins Milchjugend an der Zurich Pride 2018. Für die Nutzung zur Verfügung gestellt vom Verein Milchjugend, Geschäftsstelle, Max Kranich.

Abbildung 1: Suizid nach Alter und Geschlecht. (Quelle: BFS, 2018).

Abbildung 2: Themen, die Schweizer Jugendliche belasten. (Quelle: BAG, 2018, S. 13).

Abbildung 3: Bausteine der sexuellen Orientierung (Quelle: Watzlawik, Kobs, 2009, S. 24)

Abbildung 4: Gewaltopfer nach Art der Gewalt zwischen 2002 und 2011 im Leben (Quelle: Häusermann, 2014, S. 7)

Abbildung 5: Nachricht eines Followers an Lucas Fischer, veröffentlicht in dessen Instagram Story. (Screenshot vom 1. Oktober 2018: @lucii\_fischer)

Abbildung 6: Instagram Auftritt von Pro Juventute (Screenshot vom 21. September 2018: [https://www.instagram.com/projuventute\\_schweiz](https://www.instagram.com/projuventute_schweiz))

## 11. EIGENSTÄNDIGKEITSERKLÄRUNG

---

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit ohne fremde Hilfe und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel und Quellen verfasst habe.

Kreuzlingen, 8. Oktober 2018

---

Adrian Knecht